KOMMUNIKAZE

Zeitschrift für facts & fiction

TESTSTRECKE

Team Kommunikaze testet für Euch die wichtigsten Produkte 2009.

AUSGABE 32 ERSTES QUARTAL 2009 ABGABE KOSTENLOS WWW.KOMMUNIKAZE.DE

unikeller

Mehr Infos unter: www.unikeller.de

14.03. Robert Carl Blank -live-
14.03. TomTomClub
21.03. Basement Sound
28.03. Venus in Pain -live-
31.03. Niels Duffhues -live-
04.04. Trust in Bass
06.04. Golden Kanine -live-
18.04. Basement Sound
25.04. Goa Sound Invasion
01.05. Sommerfest mit dem TomTomClub

jeden Mittwoch: FASSNACHT
jedes 0,4l Pils vom Hahn zum schlürfigen Preis von 2 EUR

jeden Monat eine wechselnde Bierspezialität an Hahn Zwo

DYP-Kickerturniere:
10.03. / 14.04. / 12.05.

jeden Dienstag:
KICKERN FÜR LAU

Was ist eigentlich, wenn ich im Studijob mal krank bin?!
Und was muss ich beachten, wenn ich ein Praktikum machen möchte?

Für jobbende Studierende gibt's bei uns kostenlos Tipps, Beratung und Infos zu

- Kranken- und Rentenversicherung
- Minijob, Studijob, Honorarjob
- Praktika
- Arbeitsvertrag, Lohn, Urlaub, Befristung, Kündigung
- Steuern

Unsere Sprechzeiten
Findest du hier:
www.hib-os.de
Du erreichst uns unter:
hib.osnabrueck@dgb.de

Hochschulinformationsbüro der Osnabrücker Gewerkschaften, August-Bebel-Platz 1, 49074 Osnabrück

hib Osnabrück

Inhalt

Ausgabe 32 / Erstes Quartal 2009

ab Seite 4 TESTSTRECKE Deutschland zu Beginn des Jahres 2009: Das Geld wird immer knapper, und das wenige, was man noch im Portemonnaie hat, ist wahrscheinlich bald eh nichts mehr wert. Wofür kann, darf und muss man sein mühsam Erspartes unter diesen Umständen noch ausgeben? Und wem kann man in einer solchen Welt überhaupt noch vertrauen?
Natürlich zuallererst dem unbestechlichen Team Kommunikaze: Wir unterziehen in unserer Titelrubrik dieses und jenes einem kompromisslosen Test und fällen messerscharfe Qualitätsurteile, damit unsere Leser in unsicheren Zeiten trotzdem sichere Entscheidungen treffen können.

Seite 5 INTRO von Finn Kirchner
Seite 6 KAMPF DER KULTUREN von Tobias Nehren und Finn Kirchner
Seite 9 DER LEBENSABEND von Olker Maria Varnke
Seite 12 DIE DEUTSCHE BAHN von Urs Ruben Kersten
Seite 16 TESTING CAPITALISM von Esther Ademmer
Seite 18 AUF DEM LETZTEN LOCH von Jennifer Neufend

Seite 20 GESTERN NACHT IM HERBST von Lorenz Just

Seite 22 FALTENFREI DANK MUTTER B. von Judith Kantner

Seite 24 LOST & BROKEN, FOLGE 16 von Steffen Elbing
Weihnachten ist zwar schon etwas her, aber für unsere allgemeinen Terminschwierigkeiten kann ja der Kollege Elbing nichts. Und die Weihnachtsfolge von Lost & Broken wollten wir Euch auf keinen Fall vorenthalten...

Seite 25 DER AUTOR von Tobias Nehren

Seite 27 DIE JOHANNISSTRASSE von Finn Kirchner

Seite 30 DER HERR DER RATTEN von Jule Kaldenhoff
Mit Jule Kaldenhoff begrüßen wir in der aktuellen Ausgabe nicht nur eine neue Autorin, sondern auch eine neue Textform in der Kommunikaze. Lest selbst!

Seite 33 ES WAR SO EINE FREUNDSCHAFTSSACHE von Anna Groß

Seite 34 DIE LETZTE SEITE

TESTSTRE

Team Kommunikaze testet für Euch die wichtigsten Produkte 2009.

Intro

von Finn Kirchner

Servicewüste Deutschland, ätzten die amerikanischen Kriegsgefangenen vor knapp 70 Jahren. „America out of service", frotzeln die Deutschen heute zurück. Dieser gute Witz spielt besonders auf eines an: die Wirtschaftskrise. In solch schwierigen Zeiten hat der Verbraucher wenig zu verschenken. Möglichst günstig sollen Neuanschaffungen sein, aber auch die Qualität darf nicht zu kurz kommen; immerhin muss das Produkt bis zum nächsten Konjunkturprogramm halten.

Ein Glück, dass sich die Kommunikaze von Beginn an - als Paulin, Grundorf & Berendes die Hefte vor der Osnabrücker Mensa verteilten, nur um sie kurz darauf wieder aus den Mülleimern zu fischen - vor allem als Service- und Ratgeber-Magazin versteht. Um diese *Identity* weiter zu *shapen*, wird dem Thema nun ein eigener Titel gewidmet: das Testheft. Und so gingen unsere Redakteure mit Indikatorstäbchen, Lupe und Abgleichskala, mit versteckter Kamera, Wut und Ausfüllkästchenzettel ins Feld und testeten, was ihnen vor das Portemonnaie geriet; teilweise mit überraschenden Ergebnissen.

Aber aufgepasst: Qualität und Preis können variieren. Unverändert gut ist dagegen das Preis-Leistungsverhältnis der lustigen Zeitschrift Kommunikaze. Denn seit der ersten Ausgabe, die Paulin, Grundorf und Berendes vor der Mensa verteilten, nur um sie später wieder aus den Mülleimern zu sammeln, ist das Heft kostenlos. Und das bleibt es eventuell auch 2009. Dafür stehen wir mit unserem Namen.

MIT BEITRÄGEN VON:

Finn Kirchner, Tobias Nehren, Olker Maria Varnke, Urs Ruben Kersten, Esther Ademmer & Jennifer Neufend

Kampf der Kulturen - Kulturgut im Test

von Finn Kirchner & Tobias Nehren

Die Türkei und Deutschland; zwei Länder zwischen den Welten. Hier steinerner Trutz zwischen Ost und West, dort flüssiges Nass zwischen Orient und Okzident. Die Türkei und Deutschland, das war immer auch Rivalität: Atatürk gegen Adenauer, Ankara gegen Aachen, Altintop gegen Asamoah. Bonn gegen Bursa, Borussia gegen Beşiktaş, Bergsteigen gegen Badeurlaub. Die Liste ist endlos. Wo also ansetzen, um die Kulturen auf Herz und Nieren zu testen? An den Künsten, der Wissenschaft, der Wirtschaft? Natürlich alles Bullshit. Denn erstens spiegelt sich das Große im Kleinen, und zweitens kommt erst das Fressen.

7GÜN AYRAN VS. MÜLLERMILCH

„Die Seele einer Nation liegt in ihren Milchgetränken", sagte Atatürk eventuell einmal nicht. Und auch siebzig Jahre nach dem Ableben des Vaters der Türken ist diese Wahrheit zweifelsohne richtig wie keine Zweite. So eng gehen Nation und Milchgetränke miteinander einher, dass sich kaum noch sagen lässt, wer da wen hervorgebracht hat. Schon die Namen sagen alles: 7gün, jeder Tag in der Woche, direkt und essenziell. Demgegenüber das nicht weniger alltägliche Müller, allerdings in seiner Umschreibung des Allgegenwärtigen durch die Nennung des häufigsten Familiennamens klar subtiler. Doch so trefflich der Name die Deutschheit benennt, so schwammig ist das Produkt: eine breite Varianz an Geschmacksrichtungen als Indikator gelebten Föderalismusses. Auch als Unmöglichkeit der Einheit, als Künstlichkeit des Gegenstandes. Neben Monolithensorten wie dem bayerisch anmutenden „Schokolade" oder dem niedersächsischen „Erdbeer" stehen Bindestrich-Konstrukte wie „Melone-Mango", um spätestens in „Pistazie-Cocos" dann zusammen wachsen zu lassen, was nicht zusammen gehört. Keine Spur dieser Varianz beim Ayran: Weder kurdischer noch alevitischer, weder griechischer noch armenischer Ayran steht im Regal des volkstürkischen Supermarktes. Verbindend und integrativ ist er, der Ayran, gleichmachend und sauer. Nicht sauer, weil das mediterrane Leben süß genug wäre. Sondern sauer, um die weiblich konnotierte Milch durch den Entzug der Süße einem kulinarischen Patriarchat zu unterwerfen.

ÜLKER BISKREM VS. BAHLSEN LEIBNIZ

Dreimal besuchte Kaiser Wilhelm II. die Türkei, schließlich bauten deutsche Ingenieure eine Bahnstrecke von Konstantinopel bis Bagdad. In dieser Zeit müssen die Völker auch Keksrezepte ausgetauscht haben, die sich in den folgenden Jahren aber entsprechend der Moden stark auseinander entwickelten. Leibniz, der Keks des Universalgelehrten, einst ein süß-fettiges Naschwerk voll Butter, wurde gesünder, rationaler, nährwerttabel-

lenfreundlicher. Die sachliche Nüchternheit, die Konzentration auf die Vernunft, die avantgardistische Reduktion auf das Machbare, die die Deutschen einst zum Bau der Bagdadbahn befähigt hatten, schlugen an der Keksfront ins Negative um. Wahrscheinlich war es Gropius selbst, der Produkte wie den Vollkorn-, den Diät-, den Edel-Schoko- und den Diabetikerkeks am Reißbrett entwarf, fern jeder Realität. Das genaue Gegenteil ist die Biskrem-Reihe des übermächtigen Großkonzerns Ülker. Satte Ornamentik paart sich hier mit geschmacklicher Bezirzung. Zenit und Filius dieser Korpulation ist das Produkt Biskrem Duo: In einer Spirale aus hellem und dunklem Keks mischt sich Süßes mit Süßem, um beim Erreichen des Kerns einen dunklen, dickflüssigen Bosporus aus Nougat zu ergießen. Zweifelsohne ist der Duo der Bauchtanz im Harem der Biskrem-Palette. Ob Kaiser Wilhelm ihn gemocht hätte? Vielleicht.

KINDER ÜBERRASCHUNGSEI VS. ÜLKER EI

Das deutsche Überraschungsei oder auch sein Diminutiv „Ü-Ei" ist potenziell das Kleinod der deutschen Vorkassenware. Große wie kleine Kinder führen hier große wie kleine Rebellionen gegen die elterliche Autorität durch in dem Versuch, sich durch Gezeter und Gejammer die Dreifaltigkeit (1. Spannung, 2. was zum Spielen, 3. Schokolade) der heimischen Süßwarenlandschaft erbetteln zu können. Es ist nach den schrecklichen Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hier ein Objekt der Begierde erzeugt worden, das bewusst eine Ausbildung des autoritären Charakters untergräbt. Zum einen durch den Vorgang des sich der Obrigkeit Widersetzens und zum Anderen durch die gezielte Förderung spielerischer Charakterzüge im inneren fröhlich gelben Kern des Eis. Die mangelnde Notwendigkeit solch pädagogischer Maßnahmen in der Region des ehemaligen osmanischen Reiches zeigt sich deutlich in der Tatsache, dass das so genannte „Ülker Ei" weniger beliebt, weniger umworben und auch konzeptionell mit weniger Aufmerksamkeit bedacht wurde. Es zeigt sich deutlich die orientalische Lockerheit im Umgang mit Nahrung und Spielware. Nicht bis ins Detail konstruierte Spielereien wie Happy Hippos oder Peppy Pingos finden sich im Ülker Ei, sondern billiges Plastikspielzeug, das einfach ein schnelles Vergnügen zu erzeugen versucht. Und auch die Schokolade zeigt deutlich, dass die Eier aus unterschiedlichen Welten stammen: Hier zwei klar getrennte Schokohemisphären, die durch dunkle Schale und weiße Innenverschalung eine geschmacklich kompositorische Einheit zu bilden versuchen und dort der nüchtern süße Genuss schlichter Schokolade in Eierform.

KARAMALZ VS. ULUDAĞ GAZOZ

Was könnte weniger die jeweilige Herkunft verraten als die nationalen Erfrischungen eines jeweiligen Landes. Hier das herb-süße Karamalz der Mannheimer Eichbaum-Brauereien und dort das süße süffige Uludağ Gazoz. Karamalz, die alkoholfreie aber keinesfalls kalorienarme Alternative zum klassischen Pils, ist als energiespendende Erfrischung schon seit vielen Jahren im Kanon der deutschen Spezialitäten zu finden. So legte schon Friedrich II. seinen Präsentkörben, die er bei diplomatischen Besuchen zu überreichen pflegte, stets eine Flasche Karamalz bei. Deutlich zeigt sich hier das weniger staatsmännische, das Natur- und Erdverbundene, das Wilde in der Kultur der Türken. Uludağ Gazoz wurde klassisch aus dem Quellwasser des namesgebenden Berges Uludağ gebraut und erfreut sich noch heute großer Beliebtheit. Doch nicht wie das deutsche Karamalz als flüssige Mahlzeit gedacht und genutzt, um die Arbeit nicht unterbrechen zu müssen, dient Uludağ Gazoz dazu, die Pause an sich zu zelebrieren und die Arbeit durch einen süßen Genuss zu unterbrechen.

JACOBS KRÖNUNG VS. CROWN COFFEE

Immer wieder, wenn man über die berühmten deutschen Autobahnen fährt, begegnet einem auf der Höhe der Hansestadt Bremen der Geruch gerösteten Kaffees, wie wir uns seiner von Kaffeetafeln und samstäglichen Frühstückszusammenkünften erinnern. Der Duft fein gerösteten Filterkaffees. Seit über 100 Jahren ist Jacobs Kaffee das Synonym für deutschen Kaffeegenuss und ein Beispiel für köstlich mild-herben, würzig-flüssigen Genuss. Familienfeste und Kaffeetafeln wären nicht dasselbe, würde Jacobs nicht die Bohne schonend rösten. Ganz anders die wild würzig daherkommende Marke Crown Coffee, die sich unter türkisch sprechenden Menschen einer immensen Fangemeinde erfreut. Hier finden sich zahlreiche Würzen und Geschmäcker, Kardamom und Zimt, die bei der Zubereitung den Geruch der großen weiten Welt verkünden. Schon das Logo der Marke verheißt etwas von der Exotik der Aromen und der Fremdheit der Gerüche. Und der Geschmack der Saftes türkischer schwarzer Bohnen weiß vollends zu überzeugen, und man mag sich schon beim ersten Schluck sogleich auf einen orientalischen Basar versetzt fühlen.

FAZIT

Was ist nun besser? Die herrischen Aromen der Germanen, von der Grobheit eines Wurzelknüppels, den Mundraum beherrschend und die Zunge disziplinierend? Oder die anatolische Filigranität der Geschmäcker, sich gegenseitig überlagernd wie nationale Herrschaftsansprüche und vielfältig wie Familienbeziehungen? Nun, das kommt wohl auf den Standpunkt an. Dass der Türke seinen Hundefraß bevorzugt; eine Binsenweisheit. Dass der Deutsche sein Schweinefutter zuerst wählt; ein Gemeinplatz. Doch interessant wird erst die kulinarische Bastardisierung, die interkulturelle Migration zwischen Teller und Lippen. Sicher mag das türkische Essen den deutschen Magen verstören und die urdeutsche Cuisine den türkischen Gaumen degoutieren. Dennoch sind Synergien zwischen den Produktpaletten zu erzielen. Was der eine nicht hat, hat der andere. Zusammen winkt der Platz an der Sonne. Nicht umsonst wurde der Döner in Berlin erfunden und die Kümmelsemmel in der Türkei. Der Melange aus Mitteleuropa und Kleinasien gehört die Zukunft. Denn so wie Schliemann Troja entdeckte und Erol Sander die Herzen deutscher Altersheime eroberte, so lässt sich auch kulinarisch Großes erreichen. Wir prophezeien die Expansion deutsch-türkischer Supermärkte. Weltweit. Zur Not gewaltsam.

Der Lebensabend

von Olker Maria Varnke

In Zeiten einer rapide alternden Gesellschaft beschäftigen sich immer mehr (auch junge) Menschen mit dem Thema Lebensabend. Die Kommunikaze bietet ihren Lesern mit der folgenden Reportage Hilfestellung für die ganz individuelle Lebensabendgestaltung. Olker Maria Varnke hat sich umgesehen im Land der Greise, mit ihnen gesprochen und festgestellt, welches die beste Variante ist, den Lebensabend in unseren Gefilden zu verbringen.

Ich besuche an einem tristen Herbstvormittag Ingeborg Blume aus dem Kuckucksbrink 54a in Castrop-Rauxel. Frau Blume ist im Sommer 68 Jahre alt geworden und nunmehr acht Jahre lang alleinstehende Rentnerin. Seitdem ihr Mann Herbert zur Jahrtausendwende vom Darmkrebs dahingerafft worden ist, lebt sie allein und von ihrer kleinen Rente – etwa 800,- € im Monat. „Gott sei Dank, konnten wir noch zu Lebzeiten Herberts die Wohnung abbezahlen!", sagt Frau Blume angestrengt und bietet mir eine Tasse Ostfriesentee an. Ingeborg Blume leidet an einer seltenen Form des Muskelschwundes und ist nur noch Haut und Knochen. „Der Arzt sagt, ich hätte noch drei Monate zu leben." Auf meine mitleidvolle Bemerkung und anschließende Frage, wie der Lebensabend allein in der eigenen Dreizimmerwohnung ohne Balkon denn so sei, entgegnet Ingeborg Blume, dass sie immer recht zufrieden gewesen sei, es nun aber ja nicht mehr lange währen würde. Doch immerhin reiche die Rente, um die gewünschte Grablege zu kaufen.

Wenige Kilometer weiter in Richtung Herne finde ich in einem malerischen Wäldchen nahe dem ehemaligen Industriehafen König Ludwig das imposante Renaissanceschloss Bladenhorst. Als Seniorenresidenz „Zum reifen Ritter" bietet das altehrwürdige Gemäuer wohlhabenden Alten die vorletzte Ruhestätte. Ich bin mit Bruno Rinkelfeld verabredet, dem ehemaligen Besitzer einer großen deutschen Emaillewarenfabrik. Der Portier weist mir den Weg in die zweite Etage des Westturms. Durch die offenstehende Tür seines Domizils erblicke ich Rinkelfeld, der zu den Klängen von Schuberts Unvollendeter seiner Pflegerin einen Klaps auf den Hintern gibt und freudestrahlend den im Fernsehen verfolgten deutschen Doppelsieg vor zwei russischen Biathleten mit den Worten: „Was, Schwester Kerstin, schon wieder ein Stück Rache für Kursk und Stalingrad!", kommentiert. „Ist schon recht, Herr Rinkelfeld", erwidert darauf die Pflegerin und macht mich mit dem ehemaligen Großindustriellen bekannt. Rinkelfeld ist gestern 100 Jahre alt geworden und hat neben einem gesunden Aussehen nach eigenem Bekunden mehrmals wöchentlich Geschlechtsverkehr. „Leider nicht mit Schwester Kerstin", grient der Junggebliebene. Rinkelfeld hat wenig Zeit. Er habe heute Nachmittag noch ein Golfturnier mit seinem alten Kampfgefährten Oberst a. D. Hagen-Ferfried Ritter zu Schweicheln-Donnersberg auf dem hauseigenen Grün zu bestreiten. Außerdem erwarte er am frühen Abend Damenbesuch. In wenigen Worten schildert er mir knapp sein Leben in der Seniorenresidenz, bemäkelt seinen 120 m^2 kleinen Wohnraum und das schlechte Essen. Alles in allem könne er für sein Geld mehr verlangen, klagt er. Immerhin handle es sich um Monatszahlungen in Höhe von 6.000,- Euro. Mit den Worten: „Der deutsche Journalismus ist auch nicht mehr das, was er einmal war." weist er mir die Tür.

Auf der Weiterfahrt Richtung Herne denke ich ein wenig über meine ersten beiden Besuche nach und tendiere persönlich unwillkürlich zu der mir von Bruno Rinkelfeld aufgezeigten Option der Todeserwartung. Doch schon mein nächstes Treffen wird mir ganz neue Welten eröffnen. Ich bin mit der 76jährigen Lisa Meyer in der Gartenkolonie ‚Die Grüne Scholle' verabredet. Frau Meyer ist nicht nur täglich in ihrem Garten, um nach dem Rechten zu sehen und sich in Frühling, Sommer, Herbst an Blütenpracht und Ernte zu erfreuen – Frau Meyer lebt in ihrem Garten. „Eigentlich ist das gar nicht erlaubt", weiß sie mir zu berichten, „eines Tages vor fünf Jahren konnte ich mich einfach nicht mehr vom Rhododendrenbeet erheben. Lisa Meyer wiegt irgendetwas um die 200 Kg und füllt das kleine Gartenhäuschen fast unbeweglich auf zwei Betten liegend aus. Der Zivildienstleistende Björn Kerkmann bringt ihr täglich etwas zu essen und Medikamente – etwas für die Verdauung und etwas fürs Herz. Er hat mir das Gartentor in der Blaubeergasse 23 geöffnet und erzählt, dass der Medienrummel um die Fettleibige in der letzten Zeit

zugenommen habe. In ganz NRW und darüber hinaus werde das Gerichtsverfahren ‚Grünflächenamt Herne gegen Lisa Meyer' mit großem Interesse verfolgt. Gestern erst sei ein Kamerateam von stern-TV zu Gast gewesen. Ich stelle die unausweichliche Frage: „Frau Meyer, wie kam es, dass sie sich dazu entschlossen haben, den Lebensabend in ihrem Gartenhäuschen zu verbringen?" Das 200 Kilo-Monster lächelt ein wenig verlegen: „Nun ja, vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass es schlankere Frauen als mich gibt. Mir ist es einfach zu anstrengend geworden, täglich den Weg zum Garten und dann wieder in die Wohnung zu gehen. Hinzu kam, dass man mich eines Tages hier nicht mehr heraustragen konnte. Außerdem liebe ich meinen Garten über alles und freue mich, in ihm leben zu können."

Ich fahre auf der A 43 vorbei an maroder Industriebrache weiter gen Münster und verlasse die Autobahn auf der Höhe Nottulns. In dem kleinen Gehöft Niehues besuche ich Fritz Meckenschrodt. Der 86jährige Landwirt lebt mit seiner Frau Else, seinem Sohn Heinrich, seiner Schwiegertochter Henriette und seinen vier Enkelkindern zusammen unter dem reetgedeckten Dach des Hofes Schwingenheimer Straße 18. Der rüstige Altbauer begrüßt mich mürrisch auf der Auffahrt, lädt mich aber dann doch zähneknirschend zu einer Tasse Bohnenkaffee ins Haus ein. Auf dem Hof tollen die jüngsten Kinder mit den zwei Schäferhunden Harras und Bello, während Schwiegertochter Henriette im Gemüsegarten Kartoffeln rodet. Über der Szenerie liegt das immerwährende Blöken des Viehs, das aus dem ebenso modernen wie riesigen Stallgebäude ertönt. Wie ich bereits bei dem ehemaligen Emaillewarenfabrikanten Rinkelfeld feststellen konnte, haben alte Menschen nicht per se unbegrenzt Zeit für ein Interview zur Verfügung. So muss auch Meckenschrodt heute noch einige Dinge verrichten. Obwohl es bereits später Nachmittag ist, will der Alte bis zum Abend zwanzig Schafe geschoren haben, um anschließend mit seiner Schwiegertochter Johannisbeersaft einkochen zu können. Wie er diese körperlichen Anstrengungen denn in seinem hohen Alter noch verkrafte, will ich wissen. „Ich esse mein Lebtag lang nur Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten und Fleisch aus dem eigenen Stall. Gesünder geht's nicht." Seine im düsteren Hintergrund der kleinen Stube Wolle spinnende Frau Else stimmt Meckenschrodt mit einem Kopfnicken zu. Das Leben auf dem Hof sei nach wie vor von Arbeit geprägt, da ließe sich auch das Alter nicht vorschützen. Bevor Sohn Heinrich seinen Vater zum Schafscheren rufen kann, fordere ich die benötigten Informationen über den Lebensabend im traditionellen Mehrgenerationenhaus auf dem Land ein. „Wie soll es sich schon leben?", fragt der alte Fritz. „Genauso wie die letzten 86 Jahre." Er sei froh, dass er dort sterben könne, wo er geboren ist. Alles andere sei doch blanker Humbug.

Auf dem Weg zu meiner letzten Station verlasse ich die ländliche Idylle, kaue an der mir zum Abschied von der kleinen Lena überreichten Mohrrübe und nehme Kurs auf die Hasemetropole Osnabrück. In den Ausläufern des Teutoburger Waldes auf etwa 250 Höhenmetern liegt mit Blick auf die Stadt der kleine Bungalow ‚Pension Sylvia'. Zum Abendessen bin ich mit Heribert Schmidtlein verabredet. Schmidtlein ist Frührentner und hat im Laufe seines Lebens als Sparkassenfilialleiter genug Geld verdient, wie er sagt, um die letzten vielleicht dreißig Jahre seines Lebens im Urlaub zu verbringen. Weder Frau noch Kinder habe er zu versorgen, die seien bei einem Flugzeugabsturz über Patagonien Ende der 1980er Jahre ums Leben gekommen. Damit habe er sich abgefunden. Eine zweite feste, womöglich eheliche, Beziehung könne er sich nicht mehr vorstellen. Hier und da eine Frau für zwischendurch, das sei alles. Der 58jährige Schmidtlein zahlt monatlich 2.200,- Euro an Frau Pokriefel, die Besitzerin der ‚Pension Sylvia'. Dafür muss er sich weder um den Haushalt noch ums Frühstück kümmern. „Ich habe alles durchgerechnet. Meine Rente, das Ersparte zusammen mit den zu erwartenden Zinseinkünften langen bis 2030. Älter werde ich nicht, dafür rauche ich zu viel." „Was wäre, wenn Sie vorher pflegebedürftig würden?", will ich wissen. „Dann ist der Traum vom lebenslangen Urlaub im Teutoburger Wald eben ausgeträumt." – so die nüchterne Stellungnahme Schmidtleins. Alles in allem sei er mit seinem jetzigen Leben zufrieden. Er könne hier in Ruhe seinen Hobbies Modellbau und Entenjagd nachgehen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Die Finanzbranche habe ihn zu so einem verdammt kalten Menschen gemacht, die Nähe zur Natur kompensiere seine Gefühllosigkeit ein wenig.

Noch am selben Abend steht für mich der Sieger fest. Er heißt Bruno Rinkelfeld. Der ewig Gestrige mag ein arroganter und unangenehmer Zeitgenosse sein, doch weder der Lebensabend in der eigenen Wohnung, noch das Gartendomizil, auch das Mehrgenerationenhaus oder der naturnahe Dauerurlaub konnten überzeugen. Nur Rinkelfeld schien wirklich glücklich. Er hat alles, was er will und doch verlangt er mehr, weil er es kann. Ein Lebensabend, wie er sein sollte.

Die deutsche Bahn - ein repräsentativer Test

von Urs Ruben Kersten

Ungefähr 7,8 Millionen humoreske Texte das Bahnfahren betreffend wurden bis heute verfasst. Ungefähr zehn Prozent dieser Texte stammen von mir. Diese frei erfundene Statistik zeigt uns, dass das Thema „Humor und Bahnfahren" bisher nicht erschöpfend behandelt wurde, und das darf nicht so bleiben. Aus diesem Grund, und um ein bisschen die Werbetrommel für die krisengeplagte Deutsche Bahn zu rühren, plädiere ich dringend dafür, die literarische Welt mit Bahnfahrten betreffenden Texten zu überschwemmen. Hier mein Beitrag zu diesem Vorhaben: Der ultimative Test der Bahnstrecke zwischen (Tusch!) Hildesheim und Hannover (in beide Richtungen).

15.10.2008, 17:15 – Regionalbahn von Hildesheim nach Hannover, über Emmerke, Barnten, Sarstedt, usw.

Ich stehe am Bahnsteig, alles ist grau in grau. Nur wenige Menschen treiben sich auf dem Gleis herum. Während mein Zug einfährt beobachte ich einen Obdachlosen, der hinter einem Automaten hockt und versucht in eine Pringles-Dose zu kacken. Schmunzelnd wende ich mich ab und besteige den Zug. Die Waggons sind nur mäßig gefüllt, das Abteil riecht nach alter Tomatensuppe. Bah! Der Zugbegleiter (oder heißt das jetzt wieder Schaffner?) spricht angenehm weich und schnell aus dem Lautsprecher, man kann nichts verstehen. Habe die Regionalbahn, den langsamen Zug, erwischt. Viel Zeit zum Nachdenken, viel Zeit die Eindrücke der Fahrt auf mich wirken zu lassen, sie zu bündeln und niederzuschreiben. Mit einem wohligen Seufzen lasse ich mich sanft in die weichen Polster der Sitzbank sinken. Meine Sinne vibrieren. Ich zücke meinen Füllfederhalter, ziehe mein Schreibheft aus der Lederaktentasche und kräusele die Lippen. Meine Gedanken fließen, die Muse küsst mich. Konzentriert blicke ich auf das unschuldige weiße Papier. Worte sammeln sich in meinem Kopf, gute Worte, starke Worte. Worte, die aus mir herausdrängen! Die Feder glänzt im warmen Lichte des Herbstnachmittags, ein Tropfen Tinte hängt an ihrer Spitze, löst sich und fällt zu Boden. Die Erotik dieses Moments heizt den Waggon auf, ich zittere am ganzen Körper, Schauer der Lust durchströmen mich. Ich versuche mich zu beruhigen, versuche die Feder im Zaum zu halten. Sie streift das Papier, und trifft es schließlich. Meine Hand bewegt sich, schreibt Worte auf, es sind perfekte Worte! Sie strömen aus mir heraus, Wort um Wort, Satz um Satz, Seite um Seite… Ich bin wie von Sinnen, ich schreie und geifere, nichts hält mich mehr zurück. „Wie lange kann ich das noch aushalten?", denke ich in einem kurzen lichten Moment, „Wie viel kann mein Geist, meinem Körper noch abverlangen?", als plötzlich…

Leider habe ich den Rest dieses Textabschnittes aus versehen gelöscht, deswegen denke ich mir jetzt einfach irgendetwas anderes aus. Ab dafür.

Auch beim Likör bleibt man unter sich. In der Bahn wie anderswo gilt: Einige sind stets gleicher als die Anderen.

Die Sonne stand schon tief über der Steppe, kärgliche Reste von Vegetation lagen verbrannt am Boden, die Flora hatte aufgegeben. In einiger Entfernung hörte man einen Löwen brüllen, ein Geräusch wie Donner, der ein schweres Gewitter ankündigte. Die Pferde gaben alles, mühsam quälte sich die alte Kutsche über die sandige Piste. „Pa!", sagte der kleine Joe, „Pa! Warum musstest du den alten Jebbediah so fürchterlich verprügeln, Pa? Warum, Pa?" „Weil er ungehorsam war, Joe", sagte Pa. „Ungehorsam kann ich nicht dulden, Joe." Joe war, wie weiter oben bereits angedeutet, klein. Ein kleiner Junge von gerade einmal neun Jahren. Er kratzte sich nachdenklich am Kopf. „Aber Pa! Pa! In der Bibelstunde hat uns Schwester Margaret beigebracht, dass alle Menschen gleich sind, Pa! Pa! Alle Menschen sind gleich, hat sie gesagt, Pa!" Pa rollte mit den Augen. „Ja, Joe. Das ist ganz richtig, alle Menschen sind gleich, Joe. Aber manchmal, ja manchmal… Joe. Manchmal, ja, hörst du mir zu, Joe? Manchmal, da gibt es Situationen, Joe. Verstehst du mich? Situationen!" Joe runzelte die Stirn. „Pa! Situationen? Was für Situationen, Pa?" „Der wettergegerbte Farmer rang nach Worten. „Nun, Joe. Es gibt Menschen, ja, die sind gleich, richtig, Joe? Ja… Und dann gibt es andere Menschen, Joe, Menschen, die sind irgendwie, nun, irgendwie gleicher. Verstehst du was ich meine, Joe? Joe!" „Nein Pa, versteh' ich nicht. Pa! Ich verstehe es nicht!" „Na dann nicht", Pa winkte genervt ab. „Ab und zu muss man so einem Nigger halt mal die Fresse polieren, fertig. Und jetzt halt dein Maul, sonst fährst du das nächste Mal mit dem Zug. Ende."

Vielleicht kein besonders gut geeigneter Ersatztext, gerade zu Anfang so eines Tests. Aber das kann man sich eben nicht immer aussuchen. Schwamm drüber, machen wir einfach weiter.

20.10.2008, 08:05 – Regionalbahn von Hannover Hbf nach Hildesheim Hbf

Schon wieder der langsame Zug. Diesmal sogar über Hannover Messe und Bismarckstraße. Innere Notiz: „Warum immer die langsamen Züge? Ist da ein Muster zu erkennen?" An der Bismarckstraße stehen zwei kapitale Adler aus Stein, das macht schon mal Laune. Die Ansage des Schaffners habe ich geflissentlich ignoriert, wichtiges Telefonat. Es riecht nach Kaffee, aber niemand gibt mir welchen ab. Die Fahrt währt erst gute fünf Minuten, doch schon wächst meine Unzufriedenheit. Muss an der Uhrzeit liegen. Zehn nach Acht, was ist hier los? Die Stimme des Schaffners blubbert monoton aus dem Lautsprecher. Könnte beruhigend wirken, nervt mich aber. Innere Notiz: „Verfälscht eigener Gemütszustand Testergebnisse?" Notiere all dies

Der Verstand versagt uns den Dienst, wir fühlen uns ausgelaugt bis moribund. Des klaren Denkens unfähig klammern wir uns an das, was uns Halt bietet. Eine Zugfahrt kann den Menschen an die Grenzen seiner Belastbarkeit führen. Auch psychisch.

auf einem Mobiltelefon der Marke Motorola. Kleiner Test nebenbei: Das T9 dieses Fabrikats kennt das Wort „Handy" nicht. Da kann ich auch gleich Mobiltelefon schreiben.

Der Zug ist jetzt seit einer guten Viertelstunde unterwegs, bisheriger Fahrtverlauf unbefriedigend. Die Bahn wackelt und ist langsam. Außerdem sitze ich entgegen der Fahrtrichtung, das schätze ich überhaupt nicht. Die anderen Fahrgäste sehen so mittel bis scheiße aus und fressen unentwegt Butterbrote. Und wieder bekomme ich nichts ab, genau wie beim Kaffee! Einige der Mitreisenden glotzen mich blöde an. Kein Wunder, wer tippt schon zwanzig Minuten lang mit verkniffenem Gesicht eine SMS? Ein außerplanmäßiger, fast dreiminütiger Halt in Sarstedt bringt mich zu dem Entschluss, den Test an dieser Stelle besser abzubrechen. Zwar verhielt sich der eben aufgetretene Schaffner recht freundlich, aber na und? Ich habe Hunger, ich habe Durst und ich will nach Hause! So nicht, Deutsche Bahn!

23.10.2008, 15:39 – Regionalexpress von Hildesheim Ost nach Hannover Hbf

Endlich mal der schnelle Zug! Die Stimme des Schaffners schallt klar und volltönend aus dem Lautsprecher. Drehe den mp3-Player lauter, hilft nicht. In den Pausen zwischen den Liedern nervt das Gelaber der anderen Fahrgäste. Und es sind viele. Sehr viele! Müssen die nicht arbeiten oder so was? Nein, müssen sie nicht. Der Duft von frischem Brot erfüllt den Waggon. Ich habe erst kürzlich ausgiebig gespeist, mir wird schlecht. Das beständige Wackeln des Zuges und der Umstand, dass ich diese Zeilen in mein Mobiltelefon eintippe, sind nicht geeignet, meinen Zustand zu verbessern. Ist der Typ, der die Haltestellen durchsagt eigentlich der Gleiche, der die Fahrkarten kontrolliert? Oder ist dafür der Zugführer zuständig? Und heißt das überhaupt Zugführer? Ich habe keine Ahnung, bleibe dementsprechend einfach beim „Schaffner".

Außerplanmäßiger Halt Hannover Messe. Wieso? Ausstieg in Fahrtrichtung rechts. Wen interessiert das, ist doch außerplanmäßig? Die Dame neben mir erhebt sich, steigt aus. Ich wittere eine Verschwörung. Sonntag ist wieder Bingo. Wenn ich erst die Million im Sack habe, dann hält der Zug nur für mich. Eine Rotte älterer Damen steigt zu, setzt sich in mein Abteil. Angst. Beim Bingo kann man gar keine Million gewinnen. Verzweiflung. Das verbrauchte Lachen der Matronen beschert mir zusätzliche Übelkeit. Nächster Halt Hannover Hbf. Der Kontrolleur ist definitiv nicht die gleiche Person, die die Haltestellen ansagt. Morgens Fango, abends Tango. Eine furchtbare Fahrt neigt sich ihrem Ende zu. Ich habe das Grauen gesehen, aber der Deutschen Bahn ist diesmal kein Vorwurf zu machen. Oder?

24.10.2008. 09:47 – Regionalexpress von Hannover Hbf nach Hildesheim Ost

Ja! JA! JAAAA!!! Schon wieder den Schnellen erwischt. Wenn auch nur knapp! Zwei Züge im Gleis, Eurobahn nach Hamburg, RE nach Bad Harzburg. Ich: Denk, denk, denk. Harzburg! Zeit knapp, einige asiatische Anzugträger: Wetz, wetz, wetz. Ich: Hinterherwetz, hinterherwetz, hinterherwetz. Rein ins Fahrradabteil. Sitzen, schwitzen, atmen. Los geht's! Doch wieder hält der Zug an der Messe Hannover. Grund: Messe. Euroblech 2000, oder so ähnlich. Anzugträger steigen aus. Nicht nur Blech reden, auch kaufen. HAHAHA! Die Ansage des Schaffners plätschert sanft aus der Lautsprecherbox in der hinteren Ecke des Waggons. Sarstedt… Ah! Hildesheim Hauptbahnhof… Oh! Hildesheim Ostbahnhof… Hmm! Derneburg (Hannover)… Uärgh?! Bin ich etwa zu weit gefahren? Nein! War nur ein Traum. Auf einer Spur aus fluoreszierendem Schleim windet sich der Schaffner durch den Zug. Seine Extremitäten sind verkümmert, anstelle der Beine verfügt er nurmehr über eine tentakelförmige Verdickung unterhalb des Abdomens. Drüsen an den Seiten des Tentakels sondern diese schleimige Flüssigkeit ab, der Tentakel zieht sich zusammen und entspannt sich, zieht sich zusammen und entspannt sich…Der Gestank ist unbeschreiblich, Fahrgäste erbrechen sich in den Gang und in ihre Taschen. Die verstümmelten Überreste der vormals so stolzen und kräftigen Schaffnerarme zucken unkontrolliert. Wie soll er mit diesen Stümpfen Fahrkarten abknipsen? Hat das Abknipsen ein für allemal

Immerhin bot sich meinem Auge in Derneburg (Hannover) ein, zumindest für Großstädter äußerst seltener Anblick. Nein, nicht die Behindertenparkplätze sind hier gemeint. Von denen gibt es auch in der Großstadt genug. Allerdings nicht „mehr als genug", möchte ich an dieser Stelle ergänzen. Manch rüder Zeitgenosse beschwert sich, es gebe gar ein Überangebot solcher speziellen Parkmöglichkeiten. Einige besonders ungehobelte Mitmenschen behaupten darüber hinaus, die Behindertenparkplätze stünden ohnehin immer leer. All jenen, die eine Dauerbeparkung dieser Stellplätze erwarten, sei gesagt, dass auch Menschen mit einer Behinderung durchaus Besseres zu tun haben, als stundenlang in ihren Autos zu hocken und Däumchen zu drehen. Außerdem bereitet eine ständig belegte Parklücke niemandem Freude, aber das nur am Rande.
Mein eigentliches Interesse nämlich galt mitnichten den beiden Behindertenparkplätzen, sondern der alten, gelben Telefonzelle, die an prominenter Stelle im Bild zu sehen ist. Die sind inzwischen tatsächlich ziemlich selten. Ob dieses spezielle Exemplar noch funktioniert, weiß ich nicht zu sagen. Zu wünschen wär's ihr.

ein Ende? Wie wird die monolithische Kreatur, der Schaffner ist mittlerweile zu einer Größe von über 2,80 m angeschwollen, reagieren, sollte sie mit ihrer Unfähigkeit abzuknipsen konfrontiert werden? Mir egal, bin Student, Studentenfahrausweise werden nicht abgeknipst. Und überhaupt, das schleimige Arschloch soll sich mal nicht so aufspielen, ich bin ja ein Fahrgast wie jeder andere, ich habe ja auch meine Rechte! Ich geige dem wabbeligen Schleimbatzen gehörig die Meinung und steige am Ostbahnhof aus. Man muss sich echt nicht jeden Scheiß gefallen lassen! So. Bis zum nächsten Mal, Deutsche Bahn!

25.10.2008, 15:39 – Regionalexpress von Hildesheim Ost nach Hannover Hbf

Der schnelle Zug! Komme etwas spät, muss zum Bahnsteig hetzen. Da kann die Bahn zwar nichts dafür, gibt aber trotzdem Minuspunkte. Pluspunkte gibt es für das Ausbleiben einer Ansage seitens des Schaffners. Damit wäre die Bilanz wieder ausgeglichen, das bleibt sie jedoch nicht, da mein Mobiltelefon zwar das Wort Auschwitz kennt, nicht jedoch das Wort Ausbleiben. Punktabzug! Kurz nach der Abfahrt vom Ostbahnhof drosselt der Zug sein Tempo und kommt für einen kurzen Moment vollständig zum Stehen. Und das sogar noch vor Erreichen des Hauptbahnhofes. Abzug! Mein Abteil ist außer mir vollkommen leer, endlich kann ich mal ungestraft das Fenster voll aufreißen. Allerdings bin ich schwer erkältet, schließe es also sofort wieder. Abzug! Auf halbem Wege nach Sarstedt kommt der Zug erneut ohne erkennbaren Grund zum Stehen, diesmal sogar für eine volle Minute. ABZUG! Zwischenbilanz in Sarstedt: Eine Scheißfahrt ist das!

In Sarstedt steigen Leute zu, Schwätzer. Abzug. Die Sonne knallt mir durch das Fenster voll ins Gesicht. Abzug. Die Farbe der Polster gefällt mir nicht. Abzug. Meine Nase Läuft. Abzug. Meine Nase hat aufgehört zu laufen. Abzug. Auf dem Boden steht ein Kaffeebecher. Abzug! Die Lampen leuchten, obwohl es hell genug ist. ABZUG! Der verdammte Schaffner kommt nicht um sich meine scheiß Fahrkarte anzusehen, ABZUG, ABZUG, ABZUG!! Ich halte es nicht mehr aus. Entnervt nehme ich meinen Koffer und springe bei voller Fahrt zwischen Sarstedt und Hannover aus dem Zug. Glücklicherweise lande sich sicher in einem Heuhaufen. Wie ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit! Ich freue mich kurz, setze dann wieder eine finstere Miene auf und gehe zu Fuß nach Hause. Dieses Mal hat die Bahn den Bogen deutlich überspannt! Langsam reicht es!

26.10.2008, 23:05 – Regionalbahn von Hannover Hbf nach Hildesheim Hbf

Der langsame Zug. Überall Menschen. Warum?! Gehe bis nach ganz hinten durch, kein leeres Abteil. Der Waggon stinkt nach Fraß von McDonalds, und ich dachte im Bahnhof gäbe es nur einen Burger King. Man lernt eben nie aus. Fenster lässt sich nicht öffnen, Heizung voll aufgerissen. Warm. Schwitze. Genervt. Müde. Gelangweilt. Genervt. Angeödet. Genervt. Scheiße, scheiße, scheiße! GENERVT! Hör auf zu telefonieren, du alte Pottsau! Siehst du nicht, dass ich arbeite?! Dieses Handy baut mehr Fehler in den Text ein als ich damals im Deutschdiktat. Was sagt der Schaffner, ja der Schaffner, was sagt er bloß? Brauche Schlaf, werde fahrig. Doch hier ist an Schlaf nicht zu denken, nein. Wach zu bleiben ist ebenfalls eine Herausforderung, eine Prüfung ist das hier, alles in allem. Hannovermesse? Interblech! EUROBLECH! Blech. Doch vorher die Bismarckstraße. Düster, Düster. Nicht einmal die schicken Adler sind zu sehen, enttäuschend. Diese elende Zeitumstellung bringt einen jedes Mal von neuem aus dem Gleichgewicht, auch noch nach all den Jahren. Dunkel um sechs, und das im Oktober. Blech! Euroblech… Meine Daumenwurzeln brennen wie Feuer, bringen wir es also hinter uns: Komfort bescheiden, Service mittelmäßig. Sitzbänke hart oder zu weich. Kaffee kalt oder erst gar nicht vorhanden. Personal unfreundlich oder unrasiert oder tot. Oder alles gleichzeitig. Oder. Bleibt mir als verfrühtes Fazit nur der Daumen zur Seite, ein klares „Jein", ein vernehmliches „geht so". Und was haben wir über Mittelmäßigkeit gelernt? Richtig: Mittelmäßigkeit ist der Tod, sei besonders gut oder besonders schlecht, Hauptsache du fällst auf. An die Mediokren wird sich keiner erinnern. Niemand. Zwar ist diese Fahrt noch nicht vorbei, doch nehme ich mir als Verfasser dieses Berichtes die Freiheit heraus so zu tun, als wäre hier schon alles gelaufen, die Katze im Sack, die Kuh vom Eis oder das Huhn von… äh…

Ankunft in Hildesheim, alles im Griff. Die Stadt steht, der Laden läuft. Ein saurer Duft liegt in der Luft. Das bin ich, ich habe geschwitzt und Bier getrunken, beides zu gleichen Teilen. Vielen Dank, Deutsche Bahn, vielen Dank für die schöne Zeit. Das Fazit konntest du oben schon lesen. „Test: eher so mittel". Wenn ich nicht auf dich angewiesen wäre, würde ich zu einem Konkurrenzprodukt wechseln. Oder laufen. Oder zu Hause bleiben, je nachdem. Einen schönen Abend, meine Damen und Herren. Ich grüße Mutti, Vati, Oma, Tante Gustl und unsere Zuschauer in Österreich und der Schweiz. Bis zum nächsten Mal, wenn es wieder heißt: „Schwanz, Schwanz, Schwanz…"

Testing Capitalism

von Esther Ademmer

Der Kapitalismus

Das alte Jahr ist vergangen, und doch macht der Kapitalismus weiterhin Scherereien. Wer erinnert sich nicht daran, dass Grundorf schon 1998 auf dem World Economic Forum in Davos zu seiner provokanten These „Der Kapitalismus ist möglicherweise doch nicht so gut" ausholte und auf offener Bühne mit Beluga-Kaviar beworfen wurde.

Doch 2009 bewahrheitet sich das prophetische Statement: Die Banken leihen keinem mehr Geld, die Bundesregierung gründet bald wieder die ersten volkseigenen Betriebe, und nicht einmal die Chinesen wissen, wie es weitergehen soll.

Ist der Kapitalismus also endgültig erledigt? Kommunikaze scheut weder Kosten noch Mühen und entsendet die Autorinnen Esther Ademmer und Jennifer Neufend ins Kapitalismus-Krisengebiet USA. Ihre Aufgabe: Eine Bestandsaufnahme in den Trümmern der Wall Street und darüber hinaus...

Das Telefon von Johnny B. klingelte zum fünften Mal heute. Kein schlechter Schnitt dafür, dass es erst kurz nach vier am Morgen war und Johnny erst vor einer halben Stunde die Schicht von seinem Kollegen übernommen hatte. „Was gibt's?", brummte der Officer in sein Telefon. „Ein Mann bedroht eine schwangere Frau im Macy's an der 23ten Straße", knirschte das Telefon. Johnny B. schnaubte leise: „Okay, wir fahren hin", stieg in den Streifenwagen und schaltete das Blaulicht an. „23, Ecke Connecticut" rief er seinem jüngeren Kollegen am Steuer zu. Sie fuhren los.
Knapp eine Stunde zuvor war Steven Z., seines Zeichens WalMart Associate, aus seinem Bett gesprungen. Er hatte verpennt und war noch immer nicht recht in der Lage seine Augen zu öffnen. Er blinzelte in Richtung Wecker: drei Uhr morgens. Shit! In spätestens 25 Minuten müsste er im Laden sein, um vier würde es losgehen. Er liebte den Kaufrausch am Black Friday. Es war ein einziges Fest. Er würde arbeiten bis um 3 Uhr am Nachmittag und dann wollte er mit seinen Kindern ebenfalls shoppen gehen. Die besten Angebote würde er dann schon verpasst haben. Besonders jetzt, wo das Geld knapp wurde, war der Schlussverkauf am Freitag nach Thanksgiving die beste Möglichkeit, den reichlichen Platzt unterm Weihnachtsbaum zu füllen. Er sprang in seine WalMart Klamotten, schnappte sich einen Muffin und fuhr los.
Johnny B. schlenderte durch Macy's. Er begriff noch immer nicht, wieso mitten in der Nacht so viele Menschen das Bedürfnis zum Einkaufen verspürten. Die Atmosphäre war alles anderes als schläfrig. In der Abteilung für Haushaltsgegenstände warteten die schwangere Frau, ein Mann und ein Verkäufer auf die beiden Polizisten vor einem leeren Verkaufstisch. Die Frau weinte, der Mann schaute peinlich berührt zu Boden. Johnny wandte sich an den Verkäufer: „Guten Morgen, könnte mir jemand kurz erklären, was hier vorgefallen ist?" Die beiden anderen schwiegen, während der Verkäufer auf den Verkaufstisch zeigte: „Der letzte Mixer, 4,99 bis um fünf morgens, beide hatten gleichzeitig zugegriffen,

und zogen am Paket, er beschimpfte sie, sie schimpfte zurück. Dann ging das Paket zu Boden. Sie taumelte rückwärts und fiel in die Auslange. Als er mit dem Paket zur Kasse wollte, rannte sie hinter ihm her. Ich sah noch, wie sie auf seinen Rücken sprang. Dann entwickelte sich so etwas wie, ja, hm, ja, eine Schlägerei. Mehr habe ich nicht gesehen." „Er hat mir in den Bauch getreten", winselte die blasse Frau, die für Johnny wirklich nicht nach einer Faustkämpferin aussah. Der Mann war Mitte 30, elegant gekleidet und schüttelte langsam den Kopf, „das ist nicht wahr." „Haben Sie Schmerzen, Ma'am?" wandte Johnny sich an die blasse Dame. „Nein, nein, es geht schon", sagte sie. „Erheben sie irgendwelche Ansprüche auf Entschädigung oder Sonstiges, sodass wir ihre Personalien aufnehmen sollten?" Sie schaute zornig auf. Plötzlich drehte sie sich um und zeigte auf das Paket, dass der Verkäufer in den Händen hielt. „Ich will den Mixer!" Jetzt regte sich auch der stille Mann. „Der gehört mir!" Johnny nahm die Personalien der beiden auf. Der Mixer wurde beschlagnahmt.

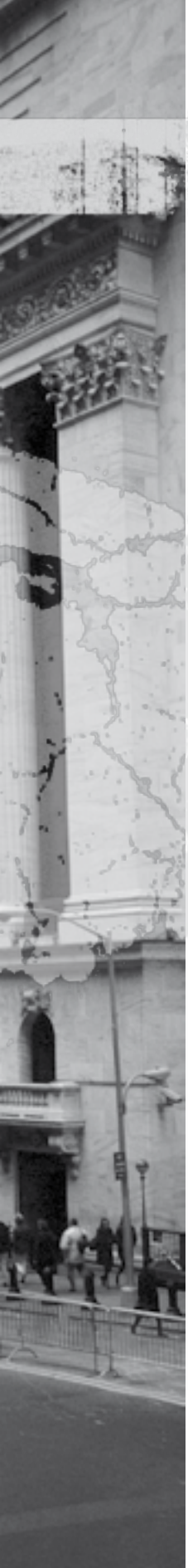
Steven Z. schlenderte ebenfalls durch seinen Laden. Noch war alles ruhig, aber die Meute vor dem Laden wuchs sekündlich. Die ersten Mitarbeiter hatten Position vor den Türen bezogen. Einige schienen vor dem Eingang gecampt zu haben. Es waren aber auch unverschämt gute Angebote heute. Er hatte selbst versucht, einen von den billigen Plasma-TVs abzustauben, aber für Mitarbeiter war das erst nach dem Sale möglich. Er wollte noch schnell in seiner Abteilung einen Stapel Armani-Boxershorts für schlappe 10,99 stapeln, als seine Kollegen ihn zur Tür riefen. Die wartenden Leute vor der Glasscheibe grölten „Aufmachen", Hände patschten gegen die durchsichtige Front. Das Personal schüttelte die Köpfe, die Kassen waren noch nicht bereit, die Ware noch nicht verstaut, obwohl es schon fast vier war. Steven und die anderen Associates schauten in die Gesichter der Kunden in den ersten Reihen. Sie sahen müde aus, aber bestimmt. Viele hielten die Coupons in der Hand, die gestern in der Post gewesen waren. Er schaute in das Gesicht eines Mannes, Mitte vierzig vielleicht. Als sich ihre Augen trafen, verstummte er.

Johnny B. fuhr mit seinem Streifenwagen durch die Straßen Washingtons. Auf dem Rücksitz wurde es langsam eng. Neben dem Mixer hatte er ein Nintendo-Spiel für 3,99, um das sich zwei Jungen mit Messern gestritten hatten und ein paar Videokameras einkassiert. Um letztere war eine Auseinandersetzung zwischen zwei amerikanischen Studenten entbrannt, die damit endete, dass der eine den anderen mit Stahlschildern beschmiss, mit denen das Kaufhaus die Angebote ausgezeichnet hatte. Beide hatten sich gegenseitig offene Platzwunden zugefügt und waren auf dem Weg ins Krankenhaus. Sie wohnten zusammen in einem Zimmer. Johnny hegte Zweifel an der Möglichkeit eines ambulanten Heilungsprozesses.

Steven und seine Kollegen hatten sich gegen die Türen gestemmt, nachdem die hinteren Reihen vor dem Eingang anfingen, die ersteren mehr und mehr gegen die Glasfront zu pressen. Seit gut zehn Minuten versuchten sie nun, die Türen vorm Zerspringen zu bewahren. Einfach öffnen konnten sie sie nicht, die Kassen waren noch nicht betriebsbereit. Die Chefetage fürchetete Diebstahl. Langsam fühlte Steven, wie die Kraft aus seinen Armen wich. Er fing an zu schwitzen. Sein WalMart T-Shirt klebte sich langsam an seinen Rücken. Ein Tropfen löste sich am Hals und schlängelte sich an seiner Wirbelsäule abwärts. Er biss die Zähne zusammen und streckte die Arme durch. Die Menschenmasse vor der Tür brüllte und schrie, aber er konnte sie nicht sehen. Nur die Augen der Frau, die von ihm nur durch diese Glastür getrennt war, verrieten ihm eines: Sie war in Panik. Sein Kollege versuchte mit aller Kraft auf die Leute vor der Tür einzureden, aber es war nutzlos. Er hatte keine andere Möglichkeit als dagegen zu halten, er drückte und drückte, aber er merkte, wie die aufgebrachte Meute millimeterweise an Boden gewann. Es fühlte sich an, als würden seine Muskeln zerspringen, dem Kollegen neben ihm ging es ähnlich. Sein Kopf war so rot, als würde er explodieren. Dann, ohne Vorwarnung, ließ er los. Der Widerstand brach, die Glastür sprang gegen seinen Kopf, er taumelte rückwärts, und eine Ansammlung von Händen und Füßen, bunten Taschen und Jeans preschte

ihm entgegen. Er konnte nicht zurück, er konnte nicht ausweichen. Die Eingangstüren in der Parfümabteilung waren von Plastikpalisaden gesäumt, die ihm jede Flucht zur Seite verwehrten. Bevor er sich orientieren konnte, wurde er von Schultern gerempelt, von Händen geschoben, von Taschen gepeitscht. Er hatte noch immer keinen Halt und versuchte rückwärts zu laufen. Es erwischte ihm im Rücken, eine Frau fiel mit voller Wucht gegen ihn, er wankte, stolperte über ein umgekipptes „Sales-Schild". Er krallte sich in die Tasche seines Vordermannes. Sie entglitt ihm. Er ging zu Boden. Er sah Stiefel an seinen Augen vorbeirennen, hörte erschreckte Schreie, dann stapfte der erste Fuß auf ihn ein. Es war der Mann. Eine Frau hatte ihn unabsichtlich geschubst, halb fiel er, halb trat er auf Steven. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte seine Bauchregion. Er schrie auf, aber die Weihnachtsmusik und das Schreien der anderen Leute übertönten seinen Laut. Er versuchte aufzustehen, aber als er seinen Kopf hob und sich zur Seite rollen wollte, drückte ihn eine stolpernde Frau, auf der Suche nach Halt zurück auf den Boden. Als er es erneut versuchte, traf ihn ein Absatzschuh direkt im Gesicht. Sein Kopf hämmerte, seine Augen flimmerten. Er musste aufstehen, dachte er, als er bereits den nächsten Tritt auf seinen Körper spürte. Der Kerl, der da getaumelt war, musste mindestens 160 Kilo wiegen. Er fiel rücklings auf Steven. Und nahm ihm den Atem. Steven spürte, wie etwas Warmes über sein Gesicht rann. Blut. Der Dicke saß jetzt halb auf ihm und versuchte sich in die Vertikale zu hieven. Nach drei Versuchen, zwischen denen er immer wieder auf Steven zurückpolterte, trug ihn die Meute ein paar Meter weiter. Die Stelle an Stevens Körper, auf die er gefallen war fühlte sich an, wie tausend kleine Stiche, die in Millisekunden auf ihn einprasselten. Ihm war, als brenne er innerlich. Der nächste Fuß, traf ihn direkt auf dem Kopf und rutschte dann auf seinen Arm. Es knartschte laut. Steven kannte das Geräusch von brechenden Knochen. Das letzte Mal hatte er es gehört, als seine Frau ihn mit einem Golfschläger am Arm erwischt hatte. Seine Frau….Als es schwarz vor seinen Augen und die Stimmen dumpfer, der Schmerz seichter wurde, biss er die Zähne zusammen. Ein letztes Mal reckte er den nur noch von Muskeln gehaltenen Arm in die Höhe. Er ballte die blutige Hand zur Faust und brüllte gegen die liebliche Weihnachtsstimme im Hintergrund eine Nachricht, die niemand verstand. Dann verschwand erst die Sicht, dann der Ton, bevor die Hand schlaff zu Boden fiel.

Das Telefon von Johnny B. klingelte zum zwölften Mal heute. Johnny freute sich auf die nächsten Eroberungen. Er hatte mit seinem Kollegen bereits Wetten abgeschlossen, wie viele Teile sie noch auf den Rücksitz stapeln konnten. „Was gibt's jetzt", nuschelte der Officer in sein Telefon. „Ein Toter bei WalMart an der 14ten Straße, knackte der Lautsprecher. Johnny B. überlegte, ob er auf der Rückbank Platz machen musste.



Auf dem letzten Loch

von Jennifer Neufend

Ein gut bebauchter jedoch wenig hauptbehaarter Enddreißger schuftet sich zusammen mit seinem Kollegen ab. Beide ziehen an einer Leine, und langsam bewegt sie sich nach unten, die hellblaue Fahne mit dem Schriftzug der Commerce Bank. Sicher fällt sie in einen Container, fertig zum Entsorgen. Packt die Bank ihre sieben Sachen wie der Bebauchte und sein Kollege ihre Flagge?

Es ist Oktober in New York City. Diese Jahreszeit, die hier und vor allem in Neuengland gemeinhin als Indian Summer bezeichnet wird, fällt dieses Jahr weniger golden aus: schwarze Wolken über der Wall Street. Die Geister die er rief, der Kapitalismus.

Unweit von Ground Zero, weniger bewacht als das Weiße Haus, befindet sich die Börse der USA, in der Wall Street ist sie beheimatet. In der Erwartung, ein paar zerlumpte Ex-Broker oder bettelnde Banker anzutreffen, bleibe ich stehen vor den unglaublich riesigen Stars and Stripes. Hier ist also der Ort, wo Bulle und Bär kämpfen. Worum eigentlich? Um Geld, natürlich um Geld. Wer bekommt mehr, wer kann es besonders gewinnbringend anlegen, wer kann am besten andere bescheißen? Darum geht´s doch, oder?

Ein Gründervater der Vereinigten Staaten, der einige Kilometer von NYC entfernt in Philadelphia wirkte und nun unter der Erde liegt, prägte den Spruch „ A penny saved is a penny earned!" Was ist so falsch an Bejamin Franklins Ausspruch? Jetzt, im Jahre der Finanzkrise, lacht wahrscheinlich niemand über Franklin – und auch nicht über die schwäbische Bausparkasse. Schaffe, schaffe – und erst dann Häusle baue. Arbeiten und Kapital investieren. Das ist die Geburtsstunde des Kapitalismus.

Geburtsstunde – ist denn das nun die Sterbestunde? Das vielköpfige Untier fraß sich selbst im Jahre 2008? Wohl kaum, es frisst viel und nagt auch an sich selbst, bis der blutige Knochen sichtbar wird. Jedoch scheint es unzerstörbar zu sein

Aber wer ist schuld an dem ganzen Schlamassel? War der Kapitalismus zu Beginn seiner Karriere noch das Mäntelchen des Fabrikbesitzers, so ist er heute nur „irgendetwas". Man kann ihn nicht mehr am Kragen fassen und schütteln und fragen, was er da macht.

Und am Ende haben wir Finanzkrise, was auch immer das ist. Ich habe meine eigene Finanzkrise, seitdem ich denken kann. Leider bekomme ich Geld vom Staat nur nach dem Ausfüllen vieler Anträge – und auch dann nur mit viel Glück. Ob die Pleite-Banken auch eine Bedarfsgemeinschaft sind?

Krisen kommen und Krisen gehen, denke ich mir. Kurse fallen und Kurse steigen – Bulle und Bär kämpfen miteinander, brüllen und schnaufen. Und auch der alte Onkel Kapitalismus schnauft weiter und weiter ...

Gestern nacht im Herbst

von Lorenz Just

Jedes anfahrende Auto, jeder kläffende Hund schneiden in diese stille Nacht hinein. Die Menschen haben ihre Fenster geschlossen, und in den Straßen hört man nichts von ihnen. Es geht auch kein Wind. Stille wie auf dem Land. Aber die Nacht ist hier nicht schwarz. Man sieht kaum die Sterne. Sie verblassen hinter dem Licht der Stadt. Orangerot oder grellweiß führen die Laternen die Straßen entlang. Hubert sind die orangerot scheinenden lieber. Er ist auf dem Weg zum Freiherrn. Er riecht den Winter in der kalten Luft, die sich in der Kleidung, in Haut und Haaren festsetzt. Früher lag in dieser Luft der Geruch von Asche, Kohle und Feuer. Jetzt riecht er das Fehlen, das Ausbleiben der Kachelöfen.

Er klingelt beim Freiherrn und wartet unten auf ihn. Sie wollen zum Park. Dort gibt es zwei gut beleuchtete Tischtennisplatten aus Beton. Im Hauseingang lehnt Hubert an der Wand im Schatten. Er sieht den Fußgängern hinterher, die ihn nicht bemerken, oder erst im letzten Augenblick, wenn sie schon fast an ihm vorbei sind. Manche erschrecken, wenn sie seine Gestalt im Schatten überrascht. Im Hausflur wird Licht eingeschaltet. Huberts Schattenplatz verschwindet, dann tauchen hinter den Milchglasfenstern der Haustür die Umrisse des Freiherrn auf. Sie kommen näher, die Tür wird aufgerissen. Die Flurbeleuchtung erlischt und sie begrüßen sich im Dunkeln.

Als sie in der Kaufhalle sind, ist es bald 10 Uhr. Sie sind allein zwischen den vollgestellten Regalen. Ein junger Kassierer im Firmenpullover sieht ihnen zu. Sie stehen eine Weile unentschieden vor dem langem Bierregal, kommen dann mit zwei Flaschen in der Hand zur Kasse. Der Kassierer blickt einen Moment hoch zu ihnen, schiebt dann die Strichcodes am Scanner vorbei – es piepst. Ohne daran zu glauben, wünschen sie einen „schönen Abend" und sind schnell zur Tür hinaus, als würden sie keine Antwort hören wollen. Von der Kaufhalle ist es nicht weit bis zum Park. Beide Platten sind frei. Sie gehen zu der hinteren, spielen sich warm. Die Augen gewöhnen sich an das Laternenlicht.

Der Ball schlägt auf und wird zurückgeschlagen. Sein Klacken ist in der Nacht lauter als am Tag. Kleine Gruppen oder Pärchen kommen über den Platz. Manche flüstern wegen der Stille, andere reden laut miteinander. Hubert und der Freiherr spielen. Sie schmettern, schneiden an, schlagen auf, gewinnen und verlieren, rennen dem Ball hinterher, wenn sie daneben hauen. Zwischendurch trinken sie Bier. Sie spielen gut heute.

Hubert schwitzt und hofft sich nicht zu erkälten. Es ist kein Sommer mehr, der ist scheinbar endgültig vorbei. Die Bäume sind nur noch traurige Skelette. Es ist ihnen nicht anzusehen, dass sie in anderen Zeiten wieder zum Leben erwachen. Ihre Blätter vermodern im Matsch. Der Ball fliegt wieder hin und her. Der Freiherr gewinnt, dann Hubert. Sie jagen sich von links nach rechts, hetzen von weit hinter der Platte zurück ans Netz. Hubert holt aus, schmettert hart, der Ball trifft die Platte nicht mehr. Der Freiherr rennt dem Ball hinterher.

Vielleicht zehn Angaben später steht ein grauhaariger Mann an der Platte. Er fällt ihnen zuerst nicht auf, dann bemerken sie ihn und unterbrechen ihr Spiel. Der Freiherr nickt ihm zu, aber der Mann reagiert nicht. Da sie nicht wissen, was er will, spielen sie weiter. Der Grauhaarige sieht ihnen zu. In der Hand hält er zwei Stoffbeutel, der eine ist schon vollgestopft mit leeren Pfandflaschen. Er sieht gepflegt aus; hat sich einen Schnauzer stehen lassen, trägt ein Jackett über einem Pullover und Turnschuhe.

Als das Spiel entschieden ist, steht der Mann immer noch da, sagt aber nichts, guckt die beiden auch nicht an. Hubert fragt ihn, ob er spielen will. Er zögert, bevor er sich den Schläger geben lässt. Er dreht ihn in der Hand und stellt sich Hubert gegenüber an die Platte. Ein paar Minuten spielen sie ruhig hin und her, dann beginnen sie ein Match. Hubert lässt dem Mann die Angabe. Der lächelt, wirft den Ball ein Stück in die Luft, sein Körper zuckt, die Hüfte schwingt vor und der Ball springt über das Netz. Hubert hält ihm die Kelle entgegen, trifft, doch der Ball fliegt weit ins Aus. Schon

jetzt ist er sicher, dass er verlieren wird. Auch den zweiten und dritten Ball kann er nicht zurückschlagen. Den Vierten trifft er gut, doch diesmal holt der andere aus und schmettert ihn mit voller Wucht zurück. Hubert verliert sehr schnell. Auch der Freiherr weiß, dass er nicht gewinnen wird. Trotzdem spielt er ein Match mit dem Alten. Es wird wieder ein Spiel ohne lange Ballwechsel.

Nachdem der Flaschensammler beide besiegt hat, kommt er auf sie zu; die Kelle dreht er in der Hand. Er lächelt sie an. „Ich hab früher in der Kreisliga gespielt, wisst ihr. Jetzt spiel' ich nicht mehr viel, aber mit'm Tischtennis ist's wie mit'm Fahrradfahr'n – der Körper verlernt's nicht mehr." Er gibt dem Freiherrn die Kelle zurück. „Aber ihr spielt schon ganz gut." Er guckt den beiden kurz ins Gesicht, bewegt sich dann ruhig zu ihren leeren Flaschen, schüttelt die letzten Tropfen raus und steckt sie in seinen Beutel. „Wisst ihr, Tischtennis is'ne Frage der Übung, höchstens zu 20 Prozent kommt's aufs Talent an." Sie wollen noch mit ihm reden, aber er geht schon weiter, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Faltenfrei dank Mutter B.

von Judith Kantner

Wenn das Wörtchen wenn nicht wär', wär' mein Vater Millionär. Oder so ähnlich. Er ist kein Millionär. Wieso auch? Kann ja nicht jeder einfach mal so Millionär sein. Aber sonst müsste ich meine Wäsche auch nicht selbst bügeln. Soll ich das jetzt gut finden?

Bis vor ein paar Monaten hab ich meine Wäsche trotzdem nicht selbst gebügelt. Niemand hat sie gebügelt. Und so bin ich halt seit meinem Auszug aus dem elterlichen Hause permanent ungebügelt durchs Leben gelaufen. Zerknittert sozusagen. Mama hat mir nie beigebracht, wie man genau so ein Bügeleisen zu bedienen hat. Zum Ausstand gab es ein ausrangiertes Tefal-Bügeleiesen mit auf den Lebensweg. Vielleicht ein Wink mit dem Zaunpfahl. Aber das Tefal-Bügeleisen stand bisher immer im Regal und staubte kräftig vor sich hin. Oft kam Mama mich besuchen. „Wie, so willst du auf die Hochzeit gehen? Du musst deine Bluse vorher bügeln. Wie sieht denn das aus?" Tja Mama, keine Ahnung, aber du hast mir nie das Bügeln beigebracht. Was sollen die Beschwerden? Da hast du an meiner Erziehung mal massiv was falsch laufen lassen. Dann brauchste dich hinterher auch nicht beschweren, dass ich großzügig Weichspüler benutze (ich hab mal gelesen, dass man dann nicht mehr bügeln muss – die Falten werden geschmeidig gemacht oder so was in der Art – oder war es doch der Trockner, den man sich sparen kann, egal...). Vor großen Anlässen kommt Mama daher bei mir vorbei und entstaubt mein Tefal-Bügeleisen.

Ich hatte damals zu Hause andere Haushaltsaufgaben zu erledigen. Das Samstagsprogramm bestand für mich aus Bad putzen, Hof fegen, Kuchen backen, Staub wischen, das Haus wischen, Kochen, Abtrocknen und in der Kirche die Fürbitten vortragen oder messdienen oder was es da sonst so zu tun gab...Aber bügeln war für mich nicht vorgesehen. Waschen auch nicht. Aber dafür gibt es ja Maschinen. Tür auf, Wäsche rein, Tür zu, Pulver je nach Emotionslage rein in das dafür vorhergesehene Fach, mit Schwung – und je nach Laune den Drehknopf auf A,B,C,D,E oder F drehen, ebenso mit dem Gradzahl-Drehknopf verfahren, Startknopf drücken, warten, Tür auf, Wäsche raus, ab auf die mobile Leine, einfach da hängen lassen, bis es wieder gebraucht wird. Basta.

So ganz funktioniert das aber doch nicht. Manchmal kommen meine T-Shirts in den unmöglichsten Farben und Größen wieder heraus. Weiße Wäsche ist spätestens nach dem zweiten Waschgang quietschrosa oder himmelblau oder unangenehm grau. Irgendwie hat das farblich nichts mehr mit dem Weißen Riesen zu tun, der mir auf der Packung entgegenstrahlt. Immer eine Überraschung wert, dieses Waschverfahren. Wozu Roulette spielen?

Wie das im Optimalfall laufen könnte, hätte Mama mir mal besser früher erklären sollen. Dann müsste ich nicht immer bei H&M einkaufen, weil sich die Kleidungsverlustrate dann nicht so drastisch auf die Geldbörse auswirken würde. Dann müssten nicht so viele kleine Kinder in Asien in den Fabriken stehen, damit sie was zu essen bekommen. Dann könnte ich bei Esprit oder - so wie sie - bei Gerry Weber kaufen (obwohl die kleinen Kinder dann wahrscheinlich immer noch ran an die Nähmaschinen müssten), und die Klamotten dort gefallen Mama sowieso besser. Optisch und qualitativ. Selber Schuld sag ich da mal.

Die anderen Sachen kann ich dafür sehr gut, aus dem Effeff, im Schlaf sozusagen. Für manche Menschen zu gut. Jedenfalls war mein ehemaliger Mitbewohner der Ansicht: „Du mit deinem Putzfimmel!" Tja. Sowas prägt ja auch irgendwie. Samstags ist halt Putzen. Aber seitdem durch das Studentenleben jeder Tag wie der andere ist, ist halt öfter mal Samstag bei mir. Gefühlt dauert der ja von Mittwoch bis Sonntag – in Prüfungszeiten rund um die Uhr.

Warum befinde ich mich jetzt also an einem Sonntagabend (wie jeden Sonntagabend) hinter meinem Bügeltisch und bügel meine Wäsche – sogar die Bettbezüge (was eigentlich Unsinn ist, weil nach dem ersten Einkuscheln die Sache für die Katz ist)? Würde ich mich hier auch befinden, wenn Mama mir damals das Bügeln beigebracht hätte? Was würde ich

sonst sonntags ab 18.50 Uhr machen, nachdem der Platz an der Sonne verkündet wurde? Was wäre, wenn ich gar kein Wohnzimmer mit Fernseher hätte? Und was wäre, wenn meine Freunde nicht immer über die Lindenstraße diskutieren würden? Man weiß es nicht.

Mutter Beimer ist Schuld. Die hat mich zur passionierten Büglerin gemacht. Die kann das nämlich ganz ausgezeichnet – wenn man mal einen aufmerksamen Blick auf die faltenfreien, makellosen Bügelhemden ihres frisch Angetrauten wirft.

Ganz klassisch nutze ich die Lindenstraße. Die wurden ja für chronisch gelangweilte Hausfrauen gemacht. Die Serien, Seifenopern, Soap-Operas. Der Mann ist arbeiten, und um etwas Schwung in die triste Hausarbeit zu pfeffern, wurden die Serien erfunden. Dazu wurde Waschmittelwerbung verabreicht. Dann haben beide was davon: der weiße Riese und die Hausfrau. Das fing an im Radio – natürlich in Amerika. Und jetzt steh' ich hier, klassisch. Mit meiner Bügelwäsche. Ich kann ja nicht jeden Sonntag um 18.50 Uhr 27 Minuten lang mein Wohnzimmer putzen. Oder im Wohnzimmer Kuchen backen oder hier den Hof fegen oder das Bad putzen. Also hab ich mir überlegt, wie ich die Lindenstraße klassisch nutzen kann. Stricken könnte ich. Vielleicht mach ich das mal, wenn es keine Bügelwäsche mehr zu bügeln gibt und selbst die letzte Socke faltenfrei ist. Im Winter. Aber das kann Mama besser. Soll die das mal besser übernehmen. Dann muss ich auch nicht immer soviel bei H&M kaufen. Und so schließt sich der Kreis.

Meine Mama guckt keine Lindenstraße. Dafür wundert sie sich, dass ich seit ein paar Wochen immer aalglatt durch die Welt laufe. Das findet sie ganz gut, glaub' ich. Sie ist der festen Überzeugung, dass das was mit Vernünftigwerden zu tun hat. Ich bin da anderer Meinung. Das hat was mit Mutter Beimer und ihren geselligen Nachbarn zu tun. Mit ihrem einwandfreien Bügelverfahren. Mit diesem latenten sozialkritischen Zeigefingerhieb der Lindenstraße. Damit, wie man so eine Soap im Optimalfall nutzen kann. Und damit, dass ich mitreden kann.

Naja, um es mit den Worten Pops (dem Sternenjungen, dem kleinen grünen Männchen von Lelila – der hat in gewissen Notsituationen Bildungs- und Erziehungsdefizite in meiner Kindheit ausgebügelt) auszudrücken: „Hätten, wären und wenn haben die Welt noch nie verändert." - Die Lindenstraße schon, lieber Pops!

LOST & BROKEN

von Steffen Elbing

Der Autor

von Tobias Nehren

Dort sitzt er auf der Bühne, schweigend folgende Menschen lauschen den Sätzen, die sich aus seinen Worten zusammenfinden. Er ist auch an diesem Abend der Mittelpunkt des Interesses und der Herr seines Universums, des Universums, das er durch seinen Roman „der Wandelnde" erschaffen hat. In sich ruhend scheint er dort auf der Bühne. Seine Worte malen geschickt die Ströme seines Hirnes in den Raum und machen anschaulich, was dieses Buch zu einem solchen Erfolg hat werden lassen. Viele Menschen sind heute Abend gekommen um ihn „live" zu erleben, zu sehen und zu hören. Viel mehr hätten es werden können, aber in die kleine Buchhandlung passen nur 50 Personen, und sein Agent will keine größeren Räume, weil sie die „illusionistische Leinwand zerstören, mit der der Autor arbeitet" und von der die Atmosphäre der Veranstaltung lebt. Zwei Stunden arbeitet der Autor mit „seiner Leinwand", liest aus seinem Werk und erzählt kurze Anekdoten. Geschickt platziert er kurze Pausen, in dem Wissen, wann die Zuhörer lachen möchten oder um ihnen zu ermöglichen, ihrer Begeisterung mit einem Applaus Ausdruck zu verleihen.

Nach der Lesung geht er von der Bühne und wird von einem jungen Mädchen gefragt, ob er ihr etwas in ihr Exemplar schreiben wolle. Ihre Mutter habe ihr die gesamten 800 Seiten vorgelesen, und sie beschreibt mit glänzenden Augen, dass sie von Benedikt (dem Protagonisten) eine genaue Vorstellung habe. Beiläufig greift er nach seinem Buch, nimmt es aus der Hand des Mädchens, fragt nach ihrem Namen und kritzelt diesen auf die Umschlaginnenseite direkt über seinen eigenen. Mit einem routinierten Lächeln verabschiedet er sich von der „jungen Dame", ohne zu vergessen der Mutter liebe Grüße ausrichten zu lassen. Nachdem sich dieses Procedere dutzendfach wiederholt hat, begibt er sich in ein Restaurant, das ihm vom Besitzer des Buchhandels „wärmstens" empfohlen wurde.

Mit einem steifem Blick in die Leere des Raumes schaut er Stunde um Stunde und Glas um Glas in eine der belebten Ecken des Raumes und bestellt zunächst freundlich, später routiniert mit dem Glas in der Luft schwenkend, einen Wein nach dem anderen. In der Hoffnung seine innere Leere igendwie vergessen oder verdrängen zu können füllt er seinen Magen mit Wein und stopft die Knabbereien, die auf dem Tisch platziert sind, dumpf in sich hinein. Zwischenzeitlich klingelt das Telefon, und sein Verleger, der, wie er findet, allzu oft die Frechheit besitzt, sich um diese Uhrzeit mit irgendwelchen Anliegen an ihn zu wenden, verlangt nach weiteren Seiten für sein neues Buch. Er antwortet, dass es während der Lesereise nicht leicht sei neue Seiten zu füllen und versucht wie schon so oft den Verleger auf einen Zeitpunkt nach der Reise zu vertrösten. Das Gespräch endet plötzlich, als der Verleger wiederholt verlangt, dass man sich zum Arbeiten und somit zur Kreativität zwingen müsse. Nach dem und nicht zuletzt auch durch das Telefonat ermüdet, begibt er sich auf sein Hotelzimmer, welches kalt und einsam und fremd auf sein Kommen gewartet hat. Die Erfahrung der letzten Monate und die Kenntnis zahlreicher solcher Fremdenzimmer haben ihn auf die Eindrücke vorbereitet, die ihn beim Betreten seiner Herbergen immer wieder ereilen. Weshalb er sich wie immer schon aus Routine mit einer weiteren Flasche Merlot bewaffnet hat, um der Einsamkeit zu begegnen. Und doch trifft ihn die Leere des Raumes nun mit der flachen Hand der Ernüchterung mitten ins Gesicht. Die Lieblosigkeit des Zimmers schlägt ihm entgegen, als ob er sich seiner Einsamkeit nicht schon hinreichend bewusst gewesen wäre, und dringt ihm durch Mark und Bein. Kein Mensch da. Nur dekorierter Tisch und gemachtes Bett und frische, weiße Handtücher und das gefaltete Ende einer Toilettenrolle.

Er setzt sich an den kleinen Sekretär und schaltet seinen Computer ein, um zumindest zu versuchen, den Worten seines Verlegers noch Folge zu leisten und sich zum Schreiben vielleicht einer Seite oder wenigstens der Formulierung einer Idee zu zwingen. Während der Rechner mit leisem Surren lädt, gleitet er ab. Er liegt in der Badewanne, warmes Wasser läuft und umfließt ihn behutsam. Er blickt an sich herunter und beobachtet anteilnahmslos wie das aus seinen Handgelenken triefende Blut langsam das Wasser rot und das umgebende Badezimmer dunkler und dunkler färbt; ihm zunächst kalt und schwer wird, sich dann aber eine Leichtigkeit und Wärme um ihn herum breit macht.

Das Piepen, das ihm die Betriebsbereitschaft seines Rechners signalisiert, weckt ihn aus seinem Gedankenfluss, und der Schrecken macht sich in ihm breit. Nicht so sehr der Gedanke an den Freitod an sich erschüttert ihn, sondern vielmehr, dass der Traum durch viele viele Wiederholungen mittlerweile so detailliert und nah geworden ist, dass er greifbar, ja fast real wirkt. Die kalte Kunststoffmaus umgreifend öffnet er mit einem doppelten Klick auf das Zeichen der Textverabeitung das Schreibprogramm. Doch Wein, die Reise, der mangelnde Schlaf und die latente Trauer haben in ihm einen schläfrigen Cocktail angerührt, der dazu führt, dass er mit auf die Brust gefallenem Kopf in einen traumlosen Schlaf sinkt.

Das Klingeln des Telefons, das neben dem unberührten Bett in seinem kalten Zimmer steht weckt ihn auf. Er schreckt hoch, wandelt schlaftrunken einige Schritte in Richtung Telefon, sinkt auf das Bett und greift zum Hörer, um das nervenzerreißende Klingeln zu beenden. Während sein Agent mit gut gelaunter Stimme auf ihn einredet, bemerkt er den großen nassen Fleck auf seiner Brust, der in der Nacht durch den ihm aus dem geöffneten Mund laufenden Speichel entstanden ist. Die Kombination aus diesem Fleck und der nervtötend geschwollen sprechenden Stimme seines Agenten, der ihn in 30 Minuten nach unten befehligt, weil dann dort das Taxi auf ihn wartet, erzeugen in ihm einen nunmehr bekannten Ekel gegen sich selbst, das Zimmer, das Telefon, seinen Agenten. Er legt auf, streift sich die Kleidung mitsamt des speichelbefleckten Hemdes ab und geht unter die Dusche. Die Wärme des Wassers und das Prasseln des Duschstrahls an der Kunstoffabtrennung der Kabine regen ihn ein wenig an. Nach mehr Wärme suchend und Befriedigung erheischend beginnt er unter der Dusche nüchtern zu onanieren. Routiniert erreicht er zügig den Höhepunkt und sieht, während er sich mit dem stark nach Weichspühler duftenden Handtuch abtrocknet, dem weißen Glibber zu, wie er im Abfluss verschwindet. Er greift eines der noch originalverpackten Oberhemden aus seinem Rollkoffer, entfernt Folie, Nadeln und Stabilisierungspappe, streift es über und fühlt sich einen Moment lang gut. Nachdem er auch Hose, Jacke und Schuhe angezogen hat, greift er seine Tasche und verläßt das Zimmer, um das Hotel, das Mädchen mit dem Buch, den weißen Glibber im Abfluss und die Stadt hinter sich zu lassen und macht sich auf in eine andere Stadt zu einer neuen Lesung, mit jungen Mädchen, Fremdenzimmer, Wein und einer Badewanne, einem Abfluss, schrillem Telefon und duftenden Handtüchern. Wohin, dass würde ihm sein Agent schon sagen, wenn er denn den Ekel davor überwinden könnte, ihn anzurufen.

Die Johannisstraße

von Finn Kirchner

Die Johannisstraße besitzt nicht die Eitelkeit des Kurfürstendamms, die Arroganz der Champs-Elysées und schon gar nicht den Protz des Newski Prospekt. Beaus, Bonvivants und Bohémiens sind der Johannisstraße fremd. Keine Galérie Lafayette konnte in der Johannisstraße Einzug halten, kein Tiffany's, und selbst H&M hat sich für die andere Seite des Neumarktes entschieden. Strumpf Seidel, das ist die Johannisstraße, Billy Back, das Gros. Im Frühjahr erwacht die ganze Straße am Ossensamstag aus dem Winterschlaf. Verkleidete Menschen, im normalen Leben niedrige Beamte oder einfache Handwerker, tanzen als Barbiere oder Schutzmänner verkleidet auf dem Pflaster. Die Johannisstraße ist dann ganz Frühling, Samen Frese bringt die Saat für eine neue Epoche unter die Osnabrücker und auf der Maiwoche tanzen die Menschen zu stimmungsanregender Musik. Ehrlich ist sie, die Johannisstraße. Im Sommer wird auf der Johannisstraße verweilt, die Händler stehen vor ihren Geschäften, und Mütter schlecken mit ihren Kindern Eis. Die Johannisstraße ist dann sommerlich gelaunt, Cabrios verbreiten Musik und Alkoholiker die Gerüche und Geräusche, die für ihre Sucht so typisch sind. Im Herbst wird die Johannisstraße trübe, graue Menschen tummeln sich unter den Dächern der Bushaltestellen, die Afrikaner ziehen sich in ihre Wettbüros und die Türken in ihre Call Shops zurück. Osnabrücker Kinder setzen dann auf Steckenpferden ein Zeichen für den Frieden. Melancholisch ist sie im Herbst, die Johannisstraße, und pragmatisch. Zu keiner Jahreszeit ist die Johannisstraße so sehr Verkehrsweg wie im Herbst. Im Winter schließlich kommt sie, so wie es sein soll, in andächtige Stimmung, reflektiert das Jahr mit seinen Westfalentagen, seinen Sommerschlussverkäufen und verkaufsoffenen Sonntagen, und trinkt einen Glühwein auf dem Weihnachtmarkt. So lange, bis der Ossensamstag wieder einen Grund zum Feiern liefert.

Es war im November, als an einem nassen Freitagabend zwei Männer auf der Johannisstraße standen. Sie hießen Niko Gollmer und Can Özen und studierten. Niko Gollmer war in jeglicher Hinsicht gewöhnlich. Eine alltägliche Frisur mit kurzem Schnitt ließ seinen Kopf etwas klein erscheinen. Er kam aus der Region und war in seinem Leben nicht weit herumgekommen, nur mit der Schule mal hier und dort gewesen.

Can Özen dagegen war Künstler. Er war der Sohn vom Bremer Schlosser Yilmaz Özen, der hinter seinem rauhen Äußeren stets einen feinen Sinn für Nuancen versteckt hielt. Can Özen selbst malte Bilder, so voll von Religiosität und Weiblichkeit, dass sein Vater ihn ein ums andere Mal ermahnte: „Du bist mein Sohn, aber du malst wie das Kind des Teufels. Freilich ein feiner Pinselschlag, den du zu setzen verstehst, doch die Schöpfung Allahs hat auf der Leinwand nichts zu suchen, schon gar nicht in Form unbekleideter Frauen." Doch so sehr Can Özen seinen Vater verehrte, er malte weiter nach eigener Façon. Bald wurde er ganz und ganz Künstler, jedoch einer der Sorte, denen das eigene Können eine wahre Last war. Stets waren seine Hosen abgewetzt und seine Jacken von unmodernem Schnitt, doch sein stark gewelltes Haar gab ihm eine erhabene Ausstrahlung.

Ein feiner Nieselregen ließ die Pflastersteine der Johannisstraße im Laternenlicht glänzen, als Niko Gollmer und Can Özen dort standen. Vor den Beiden kreuzten zwei junge Damen, die die Aufmerksamkeit der Männer sogleich auf sich zogen. „Ich folge der Dunklen, versuch du dein Glück bei der Blonden", gab Niko Gollmer Can Özen zu verstehen und entschwand, der dunkelhaarigen Dame folgend. Can Özen war nicht danach, einer Frau nachzustellen. Er war keiner der Künstler, die ihre innere Unruhe zur Schau stellten, um die Damenwelt zu interessieren. Eigentlich waren Frauen bei ihm nur auf der Leinwand Sujet, nicht jedoch im tatsächlichen Leben außerhalb seines bescheidenen Ateliers. Doch der lange, taillierte schwarze Mantel, der sich von ihm fort bewegte, lenkte seine Schritte wie von außen gesteuert der Dame hinterher.

Niko Gollmer hatte die Dunkelhaarige schon fast eingeholt, als sie eine Straße bei roter Ampel überquerte. Doch unter dem Schutz einer Galerie über dem Gehsteig verlangsamte sich ihr Schritt. Er blickte auf ihre braune Jacke und ihre blauen Jeans. Im Vorbeigehen

hatte er ihr Gesicht von der Seite gesehen, es war nicht umwerfend, was er gesehen hatte, aber für den Herbst schön genug. Er hielt etwas Abstand, wollte sie nicht sofort ansprechen, sondern erst warten, wohin sie ging. Kurz verlor er sie aus den Augen, doch dann entdeckte er die Dunkelhaarige im Schnellrestaurant eines Vietnamesen. Der Vietnamese war ein fleißiger Mann, er stand bereits seit über zehn Jahren täglich in seinem Lokal und bereitete Nudelgerichte, die er als chinesisch verkaufte, für die Einheimischen zu. Nur als Grund, sich der Dame wieder zu nähern, bestellte sich Niko Gollmer beim Vietnamesen ein Gericht. Da kein anderer Tisch frei war, konnte er sich ohne Argwohn zu erzeugen zu der Dunkelhaarigen setzen und sie ansprechen. Er erfuhr, dass sie Lea Kroner hieß und gerne Sport trieb. Später, als die beiden noch für einige Getränke in einer anderen Gastwirtschaft saßen, redete sie viel von Büchern, die sie gelesen hatte. Sie mochte leichte Literatur mit biblischen Anleihen, so wie die einfachen Leute sie gerne lesen und dann für wichtige Werke der Literatur halten. Am nächsten Morgen verabschiedete sich Niko Gollmer aus Bersenbrück von Lea Kroner und verließ ihre Wohnung. Wenn die beiden sich in der Folge über den Weg liefen, grüßten sie sich, wie entfernte Bekannte es zu tun pflegen, und auch das nur, wenn ihr Freund nicht dabei war.

Can Özen erging es anders. Er folgte der vollendeten Form des taillierten, schwarzen Mantels, dessen Umriss sich mit jedem Schritt von einer Seite auf die andere spiegelte. Durch ihre offenen, blonden Haare konnte er das Gesicht nicht sehen, doch er malte es sich aus, wie wunderschön es selbst im herbstlichen Regen aussehen musste. Dabei hatte sie ihn im Vorübergehen kurz angeschaut, sie sah jung aus und war stark geschminkt, und eigentlich ahnte er, dass diese Frau nicht zu ihm passte. Aber er stellte sich einfach ein anderes Gesicht vor oder zumindest ein ähnliches Gesicht, doch viel freundlicher und fröhlicher als das, was er gesehen hatte. Vielleicht hatte der kurze Blick im Nieselregen getäuscht, vielleicht war sie so hinreißend und bezaubernd wie ihre Schritte in ihrem langen Mantel, so hoffte er. Sie passierte eine Kirche, schwenkte leicht nach links, um diagonal die Straße zu überqueren. Das Kopfsteinpflaster intensivierte den Hüftausschlag bei jedem Schritt, und Can Özen hielt vor Ehrfurcht kurz inne, um den Abstand zu vergrößern. Sie ging in eine Bar, die er normalerweise mied. Bislang war ihm diese Lokalität immer als Ort erschienen, an dem einfältiges Volk seine Gier nach Lust und Alkohol freien Lauf ließ. Taxifahrer im Dienst und junge Männer aus dem Umland trafen sich hier, um im Rausch sträflich jungen oder viel zu alten Frauen auf plumpe Art den Hof zu machen. In dieser Bar war nun also die schöne Blonde und Can Özen konnte nicht anders, als den Raum ebenfalls zu betreten. Zunächst vermochte er sie nicht zu sehen, und so nahm er am Tresen Platz und bestellte sich ein Getränk. Dann entdeckte er sie mit einigen Anderen an einem großen Tisch sitzend. Ihr Gesicht war jung und gebräunt, jetzt im Herbst, sie war stark geschminkt. Aber vor seinem Auge sah er immer weiter diesen Hüftschlag im Mantel, so schön, dass er resignierte. Es war wie in den Liedern von Orhan Gencebay oder Müslüm Gürses, dies war eine Liebe, die man lieber nicht spürte, die nur Unglück bringen konnte. Dann stand sie auf, machte einige dieser gefährlichen Schritte zum Tresen und stand genau neben ihm, als sie ein billiges hochprozentiges Gesöff bestellte. Er kniff sich fest ins Bein, doch er bekam nichts weiter als einen verängstigten Blick und eine schnelle Atmung zustande. „Was bist'n du für einer?", sprach sie ihn an, „Nimmst dir ma' die Hand von den Eiern weg." Er erschrak. Dass solche Worte in ihrem Mund lebten, hatte er nicht erwartet. „Säufst dir hier einen und gaffst deutsche Mädchen an", spuckte sie mit zischender Stimme. Wie automatisch senkte er den Blick und sagte „Entschuldigen Sie". Dann machte sie zwei dieser perfekten Schritte in Richtung ihres Tisches, bevor sie sich noch einmal umdrehte und ihm entgegen warf: „Und ey: Hättste 'n' Nullzweier bestellt, würdste nur 99 Cents zahlen. Is' doch Freitag." Bis zum Schwindel verwirrt verließ Can Özen die Johannisbeere, hinaus in den Nieselregen. Er war angewidert und schockiert, wie solch ein hinreißendes Geschöpf so sprechen konnte. Doch die Straße brachte ihren Schritt wieder in sein Gedächtnis. Die ganze folgende Woche konnte er sie nicht vergessen. Nachts träumte er von ihr und wachte erschrocken und voll Scham auf. Am nächsten Freitag saß er bis in die Nacht alleine in der Bar, die darauf folgenden auch. Später dann gab Can Özen sein Studium auf und wartete täglich auf die Dame mit dem taillierten schwarzen Mantel.

Ja, die Johannisstraße ist ehrlich, so ehrlich, dass manch einer daran zerbricht. Auf der Johannisstraße braucht man sich keine falschen Hoffnungen zu machen. Hier werden die Feste gefeiert, wie sie organisiert wurden. Es gibt keine falschen Nerzmäntel und auch keine echten. Die Johannisstraße ist nicht Kurfürstendamm, nicht Champs Elysées oder gar Newski Prospekt. Beaus, Bonvivants und Bohémiens sind der Johannisstraße fremd.

Der Herr der Ratten

von Jule Kaldenhoff

Jule Kaldenhoff

Herr der Ratten

twurf für ein Theaterstück

PERSONEN

Friedoline Tasche, *ein Mädchen*

Christian Zahnweis, *Friedolines bester Freund*

Alf Gandel, *ein alter graubärtiger Vagabund*

N.A. Antenna, *ein Antiquitätenhändler & Kinderfresser*

Balrocha, *die Rattenkönigin*

Die Nass-Gulli-Brüder, *Geheimagenten der Rattenkönigin*

PLOTIDEE UND SZENENSKIZZEN:

Der seltsame Vagabund Gandel und der Antiquitätenhändler Antenna waren – in alter Zeit - gute Freunde gewesen. Doch eines Tages verstirbt, ganz plötzlich, Antennas Frau, und der Witwer reißt sich aus Schmerz das Herz aus der Brust. Er sperrt es in eine Kiste und verschließt diese mit einem magischen Schlüssel, der ihm alsbald unbemerkt von seinem Kater Schmerbauch gestohlen wird.

Antenna verliert nach und nach gänzlich den Verstand und er erschafft mithilfe von dunklen Schriften einer längst vergessenen südamerikanischen Stammeskultur die Rattenkönigin Balrocha, die fortan für ihn Kinder stiehlt, die Antenna dann verspeist. Schon bald ist er dank Balrocha und ihrer wimmelnden Schar im Besitz der Alleinherrschaft über die Kanäle des Untergrunds, und die Zahl der verschwundenen Kinder in Mittelstadt steigt.

Währenddessen erfährt Alf Gandel, der das Schicksal seines einstigen Freundes mit Sorge verfolgt, dass diesem der Schlüssel abhanden gekommen ist, und stellt eigene Nachforschungen an. Er stößt schicksalhaft auf Friedo, die den Schlüssel in Schmerbauchs Versteck gefunden hat und ihn um den Hals trägt.

BUCHAUSZUG:

Friedo starrte auf ihre Füße. Sie waren dreckig, schmutzig, Tannennadeln klebten daran. Sie sahen aus, als ob sie, Friedoline Tasche, genau 11 und ¾ Jahre alt, an beiden Füßen dicke, braune Haare hatte. Sie stellte sich vor, wie sie mit haarigen Füßen nie mehr Schuhe tragen müsste, die Fußsohlen hart wie Leder, und nie mehr würde Mama schimpfen, weil sie zwei unterschiedliche Socken in der Schule getragen hatte.

Ein ranziges, klagendes Maunzen riss sie aus ihren Gedanken. Sie sprang vom Rand des Sandkastens und sah sich auf dem Spielplatz um. Da! Da hinten wischte ein Schatten durch das nasse Gebüsch. Der Klage-Kater, der Terror-Maunzer, dieser irre, fette Störenfried, der sie heute Morgen mit seinem Gezeter um den Schlaf gebracht hatte! Und das am Samstag, wo sie ausschlafen wollte, und es sowieso regnete, und sie im Bett geblieben wäre, den ganzen Tag. Na warte! Dich kriege ich! Das zahle ich dir heim…

Sie schlich hinter dem fetten Katzenvieh her, sah es über einen Bretterzaun springen. Dahinter lag, das wusste sie, die verlassenen Werkstatt. Da war es gruselig, da wohnten die dicken Kreuzspinnen. Aber da war er nun mal und außerdem: Sie war ja schon groß, und hatte heute sogar haarige Füße. Was also sollte ihr passieren? Als sie mit Mühe den Zaun überwunden hatte, stand sie im brombeerüberwachsenen Hof der Werkstatt. Kein Kater, weit und breit. Sie ließ die Schultern hängen. Die Sonne schob sich durch die Wolken, Licht floss in den Hof, etwas blitzte in der Ecke, unter dem alten Lastwagen, dem die Reifen fehlten. Friedo näherte sich dem Blitzen, und entdeckte unter dem Wagen Wunderliches…. Inmitten alter Kartoffelsäcke und alter Sofapolster, die voller Katzenhaare sind, liegt ein riesengroßer Schlüssel. Auf ihm steht: „Ein Ding, Schuh zu flechten, sie fest zu binden, auf dass sie zubleiben? Dafür nimm Rinden.“ So ein Quatsch, dachte Friedo, steckte ihn aber trotzdem ein… da würde Zahnweis sich wundern. Die Sonne verschwand wieder hinter den Wolken, und kalter Wind jagte Papierfetzen und Sand über den Asphalt. Jetzt aber schnell weg hier….

Gandel erkennt, dass ihm diese kluge, gewitzte Friedoline Tasche nützlich sein wird, um seinen alten Freund zur Besinnung zu bringen – etwas, dass er nicht selbst vollbringen kann, denn er hat eine schreckliche Rattenhaarallergie, und es käme seinem Tode gleich, wollte er sich mit Antenna und seinen Nagern anlegen. Er beauftragt Friedo, sich in Antennas Laden zu schleichen, die Kiste zu suchen, die dort irgendwo verborgen sein muss, und das Herz zu befreien.

Gemeinsam mit ihrem besten Freund Zahnweis macht sie sich auf den langen Weg von der Auenstraße im Grünwaldviertel bis in die düsteren Gassen der Altstadt um den Moringer Platz, verfolgt vom rachsüchtigen Schmerbauch, der sich um seinen Schatz betrogen sieht, und schon bald auch von den Spionen der Rattenkönigin, den Nass-Gulli-Brüdern.

Sie erreichen nach einigen Hindernissen und einer Begegnung mit den Ratten, die sie nur mit einem zapperlotten Sprint und viel Glück wieder abhängen können, schließlich den Finstergang, in dem sich Antennas Laden befindet. Er ist fest verschlossen, aber aus dem Abwasserkanal dringt dumpfes Pochen. Sie kriechen in den Abwasserschacht und folgen dem Geräusch in den Untergrund, wo sie schon bald Balrocha in die Arme laufen.

BUCHAUSZUG:

Die beiden erschreckten fürchterlich. Aber, *besann sich Friedo,* wozu habe ich einen magischen Schlüssel? Der wird doch wohl zu etwas nütze sein! „Ein Ding, Schuh zu flechten, sie fest zu binden, auf dass sie zubleiben? Dafür nimm Rinden.“, *proklamierte Friedo voller Inbrunst und reckte den Schlüssel in die Höhe…. Es folgte ein Moment peinlicher Stille. Die Ratten schauten sich verwirrt an. Da warf Friedo den Schlüssel, so fest sie konnte, nach dem rattenköniglichen Kopf. Ein Blitz durchzuckte das Gewölbe, und zuckend lag die Rattenkönigin vor ihnen, den Schlüssel im weit aufgerissenen Auge. Die anderen Ratten erstarrten.* Schnell! *rief Zahnweis…. Rasch lief Friedo nach vorn, schnappte sich den jetzt schmierigen Schlüssel, knickte jedoch beim Umkehren um und prallte auf den feuchten Stein.* Zahnweis! *seufzte sie, bevor sie das Bewusstsein verlor. Doch er war sofort bei ihr, und schleppte sie, noch bevor die Ratten sich ihrer Verwirrung gänzlich entledigen konnten, in den Gang, aus dem das Pochen am lautesten hallte.*

Sie fliehen, Friedo nun wieder halb bei Sinnen, in die Tiefen der Katakomben, dem Pochen entgegen, das immer lauter von den schlüpfrigen Wänden widerhallt. So finden sie schließlich Antenna in einer Höhle, in deren Mitte ein seltsames Gebilde steht, von dem das Pochen ausgeht.

BUCHAUSZUG:

Die Kiste! Es ist die Kiste, schau! *hauchte Zahnweis Friedo zu. Doch vor ihnen ragte Antenna mit einem wilden, irren Audruck in den Augen empor.* Gebt mir den Schlüssel! *donnerte er. In diesem Moment erreichten auch die verbliebenen Nass-Gulli-Brüder die Grotte. Zahnweis und Friedo, nun umzingelt, klammerten sich aneinander.* Wir müssen etwas tun! *flüsterte Friedo.* Ich werde etwas tun! *sagte Zahnweis laut, und wollte sich todesmutig auf Antenna stürzen, als ein fürchterlicher Schrei durch die Höhle dröhnte und ein riesiger Fellball auf den Nass-Gulli-Brüdern landete, die in Null-Komma-Weniger-Als-Nix Teil der Pelzlawine waren und durch die Höhle rollten. Zahnweis konnte sich gerade noch rechtzeitig ducken und kroch zu Friedo zurück.* Schmerbauch! *rief Antenna verwirrt, doch der Kater beachtete niemanden mehr, sondern*

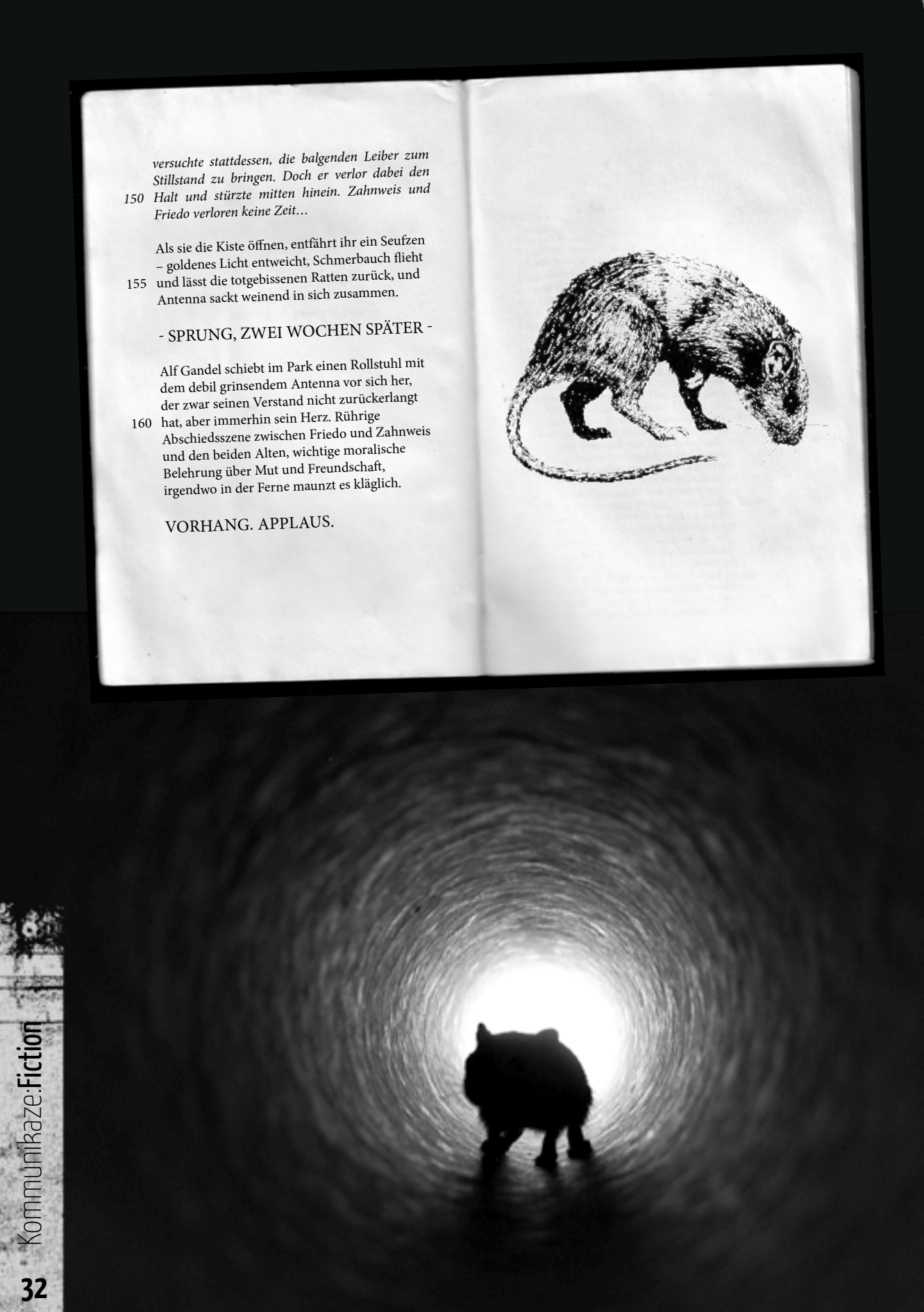
versuchte stattdessen, die balgenden Leiber zum Stillstand zu bringen. Doch er verlor dabei den Halt und stürzte mitten hinein. Zahnweis und Friedo verloren keine Zeit…

Als sie die Kiste öffnen, entfährt ihr ein Seufzen – goldenes Licht entweicht, Schmerbauch flieht und lässt die totgebissenen Ratten zurück, und Antenna sackt weinend in sich zusammen.

- SPRUNG, ZWEI WOCHEN SPÄTER -

Alf Gandel schiebt im Park einen Rollstuhl mit dem debil grinsendem Antenna vor sich her, der zwar seinen Verstand nicht zurückerlangt hat, aber immerhin sein Herz. Rührige Abschiedsszene zwischen Friedo und Zahnweis und den beiden Alten, wichtige moralische Belehrung über Mut und Freundschaft, irgendwo in der Ferne maunzt es kläglich.

VORHANG. APPLAUS.



Es war so eine Freundschaftssache

von Anna Groß

Meistens waren wir Mädchen unter uns und es war so eine Freundschaftssache.
Es muss Nacht sein und Sommer.
Es muss Nacht sein und Sommer und ein wildes Gewässer muss es sein.
Eine mondklare Nacht. Ein Gewässer mit Gezeiten. Mit Ebbe und Flut und unterschwelligen Strömungen.
Es muss warm sein, und die Grillen zirpen. Die Wellen rauschen oder das Blut in den Ohren.
Das durch die Adern fließt und rot ist wie der Sonnenbrand auf den Pobacken eines blonden Mädchens.
Dann können die Mädchen ins Wasser gehen, in ihrer unvollständigen Badekleidung.
Sie können nackt gehen oder in Unterwäsche
(Zieh den nassen Badeanzug aus, du hohlst dir eine Blasenentzündung).
Und dann können sie ins Wasser gehen. Sie sind ganz warm und duften.
Nach der Sonne und nach Alkohol.
Wenn sie ins Wasser gehen, in der Dunkelheit, sind ihre braunen Körper kaum zu unterscheiden von der schwarzen Wasseroberfläche.
Die glitzert vom Mondlicht, sich um ihre Hände kräuselt, die es weg schieben und es fühlen.
Umarmen einander und liebkosen. Es ist kalt. Es ist nicht kalt. Es ist wärmer als die Luft. Es ist nass und gefährlich. Man kann den Grund nicht sehen.
Es muss Nacht sein und ein wildes Gewässer. Dann können sie zurückkehren in den Schoß der Mutter: Schwestern werden. Dann können sie es sich ohne Worte versprechen.
Ohne zu sagen: Nächstes Jahr kommen wir wieder hier her. Obwohl man weiß: Nächstes Jahr, wer kann das sagen, wo wir da sind? Dann können sie, ohne sich anzulügen, untrennbar werden.
Dann schwimmen sie herum zwischen all den Aalen und Muränen und den Feuerquallen und umarmen und liebkosen sich zwischen Fliegenfischen und Papageientauchern.
Lassen sich von Algen streicheln und haben keine Angst.
Sie ekeln sich nicht und machen ihre Haare nass.
Alles verschwimmt in ihren Augen. Brennt das Verlangen.
Die Seeigel sehen alles von unten, von Jahr zu Jahr aufs Neue und wundern sich nicht.
Dass sie nicht auf sie treten. Sie sind schwerelos.
Und wenn wieder Ebbe ist und die ganze Erdanziehungskraft droht uns platt zu drücken.
Wenn wir uns im Cafe gegenüber sitzen.
Mit blauen Lippen und Gänsehaut und grau aussehen und Zigaretten rauchen,
weiß ich trotzdem wie ihr ausseht, wenn ihr nass seid und eure Haare an den Schultern kleben.

DIE LETZTE SEITE

LETZTE WORTE:

Sechs Jahre Kommunikaze, das ist nun auch schon eine ganze Weile! Und was ist in diesen sechs Jahren nicht so alles passiert.

Unter Anderem dies: **Grundorf**, **Paulin** und **Berendes** besetzten einen Wohnheim-Wäschekeller und gründeten eine Zeitschrift. **Nehren** und **Kirchner** ließen sich zwecks Olympiaberichterstattung in Hiddenhausen-Schweicheln im Hotelzimmer einmauern. **Bodo und Maik von Maik und Bodo** bewiesen sich als meisterhafte Chocolatiers und futterten als Backjury eingesandte Kekse. **Veit Larmann** wurde unser erster und einziger Coverboy (sowie unser vielleicht nicht erster, sicherlich aber einziger Leser). **Paulin** flog bei der Bewerbung an der Deutschen Journalistenschule in der Endrunde gegen einen tubaspielenden Herzchirurgen raus. **Grundorf** wurde in Südamerika von Werner Herzog unter Beschuss genommen und überlebte einen Großbrand im Stadttheater Pirna. **Kalbhenn** forschte auf Gibraltar nach neuen Möbeltrends und verursachte beim Praktikum in New York eigenhändig die Finanzkrise. **Kommunikaze** hätte fast die Bundesgartenschau nach Osnabrück geholt, und der Kommunikaze-Sammelband „Hirnverbrannte Erde" ist das am schlechtesten verkaufte deutschsprachige Buch aller Zeiten.

Diese und viele andere schöne Momente sollten eigentlich im Rahmen der 12teiligen Serie „Kommunikaze - der Sperling kackt zur vollen Stunde" ab Anfang des Jahres auf RTL ausgestrahlt werden. Alles war fix und fertig, der Grimmepreis schien uns sicher, und den deutschen Fernsehpreis hatten wir schon so gut wie abgelehnt. Aber dann verloren wir bei den ersten Fokugruppen-Zuschauertests auf den letzten Metern gegen die neuen Folgen von Cobra 11. Schade, aber vielleicht klappt's ja nächstes Jahr...

Kommunikaze 33 erscheint Anfang Mai 2009
Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 29. März 2009

IMPRESSUM

Kommunikaze
Zeitschrift für facts & fiction

REDAKTION:

Jan Paulin
Darren Grundorf
Stefan Berendes
Anna Groß
Kalle Kalbhenn
Olker Maria Varnke
Tobias Nehren
Esther Ademmer
Steffen Elbing
Finn Kirchner (ViSdP)
Judith Kantner

GASTAUTOREN:
Urs Ruben Kersten
Lorenz Just
Jule Kaldenhoff

FINANZEN:
Volker Arnke

LAYOUT/SATZ/GRAFIK:
Stefan Berendes

BILDQUELLEN:
www.photocase.com
Urs Ruben Kersten
Volker Arnke

COVERFOTO:
© zettberlin | www.photocase.com

ILLUSTRATIONEN:
Christian Reinken

DRUCK:
Druckerei Klein, Osnabrück
Tel. 0541/596956

AUFLAGE:
1.100 Exemplare

REDAKTIONSANSCHRIFT:

c/o AStA der Universität OS
Alte Münze 12
49074 Osnabrück

info@kommunikaze.de
www.kommunikaze.de

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Falls in dieser Ausgabe unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

SEINE VERWANDSCHAFT KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN...

SEINE LIEBLINGSZEITSCHRIFT SCHON!

Wo befindet sich das einzige Penismuseum der Welt? Wie macht man in geduckter Haltung Karriere? Wer oder was ist Ömmes? Wozu ist das Internet wirklich gut? Wie kann man trotz Bahnstreik das Leben in vollen Zügen genießen? Und was zum Teufel ist eigentlich mit dem deutschen Fernsehen los?

Kommunikaze fragt nach. Schonungslos. Investigativ. Möglicherweise ganz gut.

Kommunikaze ist seit 2003 das erste Haus am Platz für facts & fiction und zum Veröffentlichen von Selbstgeschriebenem. Kommunikaze gibt es als Buch zu kaufen, live bei Lesungen zu hören und zu sehen, im Internet und alle drei Monate kostenlos zum Mitnehmen auf den Mensatischen.

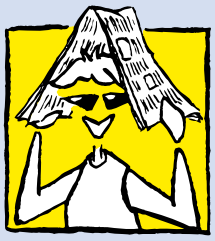
WWW.KOMMUNIKAZE.DE LESEN, SCHREIBEN, ZUHÖREN, FAN WERDEN

Studentenwerk Osnabrück

…damit Studieren gelingt!

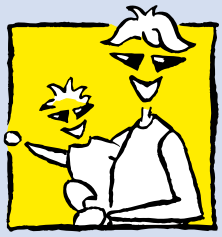
Service rund um's Studium

Studien-
finanzierung



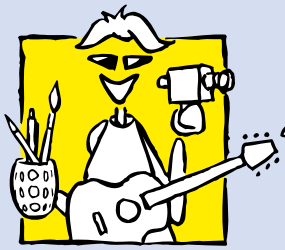
Studentisches
Wohnen

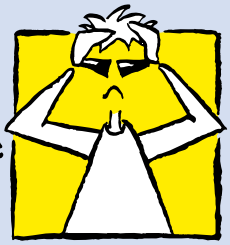
Kinder-
betreuung



Hochschul-
gastronomie

Kultur und
Kommunikation





Psychosoziale
Beratung